

Nach  
der ersten Liebe.

Roman  
von  
Karl Frenzel.

Erster Band.

Stuttgart und Leipzig.  
Deutsche Verlags-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger).  
1884.



Digitized by the Internet Archive  
in 2014

Nach der ersten Liebe.

---

Erster Band.

Von demselben Verfasser ist im gleichen Verlage erschienen :

**Frau Venus.** Roman. Zweite Auflage. 2 Bde.

Preis broschirt *M.* 8. — ; fein gebunden *M.* 9. —

Nach  
der ersten Liebe.

Roman

von

Karl Frenzel.

Erster Band.



Stuttgart und Leipzig.

Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger).

1884.

Alle Rechte,  
insbesondere das Recht der Uebersetzung in andere Sprachen, vorbehalten.  
Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger)  
in Stuttgart.

RBR  
Jantze  
#1187  
Bd. 1

## Erstes Kapitel.



Wie kommt dieß häßliche Messer unter all' die Zierlichkeiten?" fragte Detlev und nahm von dem mit kostbaren Nippsachen und Geräthen reichgeschmückten Damenschreibtisch ein Messer mit breiter, halb verrosteter Stahlklinge in gelbem Horngriff.

„Da fragen Sie mich zu viel, Herr von Bassewitz," entgegnete das junge Mädchen, das neben ihm stand. „Bitte, legen Sie es wieder an seinen Ort. Die Frau Gräfin liebt es nicht, daß man die Sachen auf ihrem Schreibtisch berührt, und hat ein scharfes Auge für die kleinste Unordnung.“

Detlev spielte noch immer mit dem Messer. Die Klinge war zweischneidig. Hatte es einmal zum Holzschneiden gedient?

„Sehen Sie nur die Flecke, Fräulein Wildherz!  
Mit einiger Phantasie —“

„Wollen Sie mir etwa einreden, daß es Blut  
sei?“ lachte sie. „Dießmal gelingt es Ihnen nicht,  
mich zu erschrecken, wie gestern Abend, als Sie uns  
von Ihren mexikanischen Abenteuern erzählten. So  
lange ich im Schlosse bin, hat das Messer immer hier  
gelegen“ — und sie deutete auf die Stelle — „zwischen  
dem silbernen Petschaft mit der Veier und der kleinen  
goldenen Seejungfrau, die auf ihren Armen und dem  
erhobenen Schuppenschwanz die Muschel trägt. Und  
da lassen auch Sie es in Ruhe für jetzt, und wenn  
ich bitten darf, für immer.“

„Für immer? Wie soll ich das verstehen?“ er-  
wiederte Detlev, indem er das Messer an den be-  
zeichneten Platz legte. „Das Ding da für immer  
vergesse?“

„Wenigstens nicht davon zu der Gräfin sprechen  
oder sie gar darnach befragen.“

„Erscheine ich Ihnen so neugierig und so feck?“

Zwei kluge Blicke begegneten sich; ihre grauen,  
glänzenden Augen, mit einem Stich in's Grüne,  
senkten sich in das schillernde Braun der seinigen.

„Sie würden mich dadurch in eine peinliche Verlegenheit bringen,“ sagte sie, ohne seine Frage zu beantworten. „Die Frau Gräfin hält ihr Arbeitszimmer wie ein Heiligthum, kein Fremder soll es betreten, auch mir wird die Erlaubniß nur zu Theil, wenn ich ihr beim Aufräumen zur Hand gehen soll.“

„Und nun haben Sie mir dieß Heiligthum oder diese Blaubartskammer geöffnet —“

„Ich würde mich wohl gehütet haben, hätt' ich gewußt, wie neugierig und wie unerschöpflich Sie in Ihren Fragen sind!“

„Ich? Ihnen gegenüber, der verkörperten Göttin des Schweigens? Und in diesem Zimmer“ — und er warf noch einen raschen, aufmerkenden Blick umher, — „daß sehr geschmackvoll, sehr reich eingerichtet ist, aber gar nichts Merkwürdiges enthält?“

„Bis auf das Messer und die drei oder vier vergilbten Lorbeerfränze mit den weiß- und rothseidenen Schleifen aus der Künstlerlaufbahn der Gräfin“ — dabei hatte sie einen Schritt zur Thür gemacht.

„Ich gehe schon!“ scherzte Detlev und kam ihr bei dem Deffnen der Thür zuvor.

Eine Reihe der davorliegenden Gemächer durchschritten sie schweigend, bis sie in den blauen, halbrunden Salon kamen, dessen Fenster und offenstehende Glasthür nach dem Garten führten. Es war ein sonniger Julinachmittag. Auf dem breiten, wie grüner Sammet schimmernden Rasenplatz vor ihnen, den an zwei Seiten Blumenrabatten einfaßten, lag das warme, goldige Licht. Susanne hatte an einem der Fenster Platz genommen und wieder zu ihrer Seidenstickerei gegriffen, Detlev schaukelte sich in dem amerikanischen Stuhl und seine Augen gingen langsam von dem arbeitenden Mädchen nach den Blumen, dem Rasen und den Baumgruppen des Gartens, um langsam wieder zu ihr zurückzukehren.

„Sie sind schon längere Zeit im Schlosse, Fräulein?“

„Zwei Jahre und ein paar Monate darüber. Als sich das Augenleiden bei dem seligen Grafen einstellte, wurde ich von der Gräfin als Vorleserin berufen.“

„Und Sie kamen gern?“

„Gern, in ein fremdes Haus? Nein, Herr Baron, aber wir Armen haben keine Wahl. Ich

hatte rasch nacheinander meine Eltern verloren, erst die Mutter, dann den Vater. Ich wäre mit jeder Versorgung zufrieden gewesen, das Anerbieten der Frau Gräfin war für mich ein über jede Erwartung hinaus günstiges und glänzendes.“

„Sie kannten die Herrschaften noch nicht?“

„Doch, sie hatten öfters auf ihren Reisen ihren Weg über Erfurt genommen, wo mein Vater bei der Regierung eine Rathsstelle bekleidete. Die Gräfin bewahrte meiner Mutter Freundschaft und Anhänglichkeit aus der Jugendzeit her, sie waren einige Jahre an derselben Oper beschäftigt gewesen, die Gräfin natürlich als Stern erster Größe, meine Mutter als Sternschnuppe.“

„Also haben Sie auch Künstlerblut in Ihren Adern, Fräulein Wildherz! Und niemals Lust gehabt, die Bühne zu betreten?“

„Neigung wohl, aber nicht das nöthige Talent oder, um ehrlich zu sein, die Energie, die noch nöthiger zu dem Theaterhandwerk ist. Ich habe eine leidliche Stimme, doch ohne Kraft, und sie wurde nicht geschult und entwickelt. Einmal wünschte mein Vater nicht, daß ich Sängerin werden sollte,

und dann fehlten die Mittel. Zuletzt bildete ich mir selbst ein, ich sei zur Malerin berufen, und malte eine Weile in Weimar. Es wurde wieder nichts Rechtes und Echtes. Ich gehöre zu den Zwitterwesen, die eine Fülle freundlicher Talente, aber keinen übermächtigen Drang besitzen, der sie alle beherrscht und bändigt. Darüber sind mir die Eltern und mit ihnen die Hoffnungen auf künstlerische Erfolge und der Flügelschwung der freien Seele gestorben. Ich bin eine gehorsame Dienerin geworden, Herr Baron.“

„Lassen Sie doch den Baron aus dem Spiele! Oder wollen Sie mich mit meinem Adel foppen? Da Sie schon zwei Jahre in Ascheburg sind, werden Sie meine Vermögensverhältnisse wahrscheinlich gerade so genau wie Ihre eigenen kennen. Ich vermuthe überdies, daß Sie ein Sparkassenbuch haben, was ich von mir nicht behaupten kann.“

„Aber Sie sind frei und ein Mann!“

„Sichert mich das vor meiner eigenen Unzufriedenheit? Vor Hunger und Kälte? Vor einer ungewissen Zukunft?“

„Ein Mann erobert sich ein Stück Welt, sobald

er nur ernsthaft will, was kann sich ein Weib erobern?“

„Einen Mann!“ lachte Detlev.

Susanne hatte mit einer raschen Bewegung ihren Kopf, die Augenbrauen leicht zusammenziehend, erhoben, als sie aber in sein fröhliches Gesicht sah, stimmte sie in sein Lachen ein.

„Arme Grille, wen wirst du dir erfingen!“

„Als ob Sie gerade darum in Sorge wären! Mir will es scheinen, als ob die Gräfin sich viel zu sehr und innig an Sie gewöhnt hätte, um Sie leicht einem Manne abzutreten.“

Mit ihrem feinen Ohre hörte sie etwas Ausholendes und Ausforschendes aus seiner Aeußerung heraus und entgegnete ausweichend:

„Die Frau Gräfin ist sehr gütig gegen mich, beinahe wie gegen eine Verwandte. Aber zuletzt ist sie doch die Herrin und ich bin die Dienerin. Es ist die alte Geschichte von dem Löwen und dem Hündchen.“

„Haben Sie die Tazze schon einmal gefühlt?“ scherzte er.

„Dann säß' ich nicht auf diesem Stuhl, Herr

von Bassewitz. Ich würde mich wohl hüten, einen zweiten Schlag abzuwarten. Aus Furcht, oder wenn Sie lieber wollen, aus Hochmuth.“

„Prinzessin! O, Sie werden es noch weit bringen!“

„Himmelweit!“ Und sie ließ einen Seidenfaden fliegen, den der leise Zug des Windes durch die offene Thür nach dem Garten entführte. „In die Welt und in die Ferne! Ich beneide Sie um Ihre Reisen. Das ist auch einer von den unschätzbaren Vorzügen der Männer. Sie haben etwas vom Sturmwind, überall können sie hin.“

„Und die Gefahren, die Mühseligkeiten der Reise rechnen Sie für nichts?“

„Wahrscheinlich würd' ich darunter erliegen. Ich habe eine schwächliche Natur, vielleicht gefällt sich darum meine Phantasie in abenteuerlichen Vorstellungen.“

„Mit den Herrschaften sind Sie nicht gereizt?“

„Wenig. Der Graf weilte seiner rheumatischen Leiden wegen in Wiesbaden, als mich die Gräfin Ostern vor zwei Jahren dorthin beschied. Wir waren dann in Heidelberg, in Zürich, wo der Graf

berühmte Augenärzte um Rath fragte. Im vergangenen Jahre haben wir das Schloß nicht verlassen, ein und ein anderes Mal fuhren wir nach Hamburg hinüber, einer Opernvorstellung beizuwohnen; Musik zu hören, sich ein Buch vorlesen zu lassen: das waren die letzten Vergnügungen des Herrn.“

„Die Gräfin hat noch immer eine schöne Stimme?“

„Ja, in der Mittellage ist sie noch unübertrefflich, voll Glanz und Duft. Bei ihrem leise verklingenden Gesange ist der Graf sanft hinübergeschlummert.“

„Und was sang sie bei diesem letzten, bei diesem rührenden Abschied?“

So gut er sein Gesicht in der Gewalt hatte, würde sie doch, wenn sie ihn angesehen, einen fast spöttischen Zug um seinen Mund spielend bemerkt haben, allein in Erinnerungen verloren blickte sie zu dem Fenster auf den Rasenplatz hinaus und antwortete, ohne sich nach ihm umzuwenden:

„Es war ein König in Thule — ich saß am Klavier und spielte, sie stand hinter mir.“

„Es ist eine sehr glückliche Ehe gewesen,“ sagte Detlev nach einer Pause und dießmal ohne jeden ironischen Ton oder Hauch, da er fühlte, daß sich

Zusammens Augen auf ihn richteten. „Ein seltener Ausnahmefall. Allein der Graf war immer ein Glückskind.“

„Warum ein Ausnahmefall? Müssen nach Ihnen die meisten Ehen unglücklich ausschlagen?“

„Bei einer solchen Ungleichheit der Stellung und des Alters . . .“

„Weil die Gräfin eine Bürgerliche war?“

„Nicht doch. Weil sie eine Künstlerin war. Wie schwer muß es für eine so große, so gefeierte Sängerin gewesen sein, der Bühne zu entsagen, eine vornehme Dame zu werden — aber auf dem Lande! In Kiel, Hamburg oder Lübeck. Denn der Graf liebte die große Welt und die fürstlichen Höfe nicht. Und überdieß zählte er so viele Jahre mehr als sie. Ueberleg' ich das Alles, komm' ich immer mehr zu der Ansicht, daß der Graf einen Talisman besaß, der für ihn alle Dinge zum Guten wandte.“

„Seine Liebenswürdigkeit und seine Güte. Sollten die einem älteren Manne nicht genügen, das Herz eines jüngeren Mädchens zu gewinnen?“

„Auch zu bewahren?“ Aber er besann sich, daß ihn das Gespräch in diesem Tone zu weit führen

könnte, seiner klugen Zuhörerin gegenüber, und lenkte ein. „Akademische Fragen, Fräulein Wildherz! Was ist die Liebe? Wie entsteht sie, wie vergeht sie? Woher? Wohin? Zufall ist Alles und jede verständige Ueberlegung eine Flocke, welche die Leidenschaft in die Luft bläst.“

„Ja, wenn man aus Liebe heirathete. Thut man das jetzt noch?“

„Reckte sie ihn?“

„Im Allgemeinen freilich nicht mehr,“ erwiderte er darum. „Aber nicht um der Habgucht und der Schlechtigkeit der Männer willen. Das Leben ist zu kostspielig geworden. Nur die ganz Reichen oder die ganz Armen können sich den Luxus einer Liebesheirath gestatten.“

„Dann wehe allen mittelmäßigen Kindern dieser Erde! Sie müssen die Hand auf ihr Herz drücken —“

„Vorausgesetzt, daß sie heirathen wollen!“

„Und Sie haben keine Lust dazu, Herr von Bassewitz? Ich auch nicht,“ und sie schnippte mit den Fingern, „nicht so viel!“ Und Beide lachten aus vollem Halse.

Schön war sie nicht, sie hatte einen großen

Mund und zu starke Backenknochen. Aber der Glanz und der lebhafte Ausdruck ihrer Augen, die zarten Farben ihres Gesichts verliehen demselben ein eigenthümliches Gepräge; es war, als schimmere gleichsam der Geist durch diese Formen hindurch. „Wie klug ist sie!“ dachte Detlev, indem er sie anschaute, scharf, begehrllich, wie mit dem Blick des Raubvogels.

Die Arbeit war ihr darüber aus der Hand in den Schooß geglitten, als sie wieder darnach griff und den Kopf hinabneigend sich damit zu schaffen machte, vielleicht auch um ihm das Erröthen zu verbergen, das unter seinem Blick ihre Wangen überflammt, sagte er:

„Sie sind fleißig wie Penelope, und es ist doch kein Freier in Sicht, den Sie durch Arbeit von sich abzuwehren brauchten. Der Nachmittag ist so schön, wir sollten einen Spaziergang unternehmen. Nach Ihrem Lieblingsplätzchen an dem See.“

„Heute muß ich Sie bedauernd allein gehen lassen. Die Gräfin wird in einer Viertelstunde von ihrem Besuch zurückkehren und sie würde verstimmt sein, mich nicht im Hause zu treffen. Ueberdieß ist heute Sonnabend, wo wir all' unsere Wochengeschäfte

zum Abschluß bringen. Strenge Hausordnung, Herr von Bassewitz, die ein Weltreisender wie Sie verachtet.“

„Und das muß Alles vor Sonnenuntergang rein und glatt sein?“

Sie nickte mit dem Kopfe.

„Wird auch gebeichtet? Das Herz ausgekehrt? Vergebung, ich möchte als Gast in keiner Weise anstoßen. Ist die Gräfin fromm?“

„Ihre Weltlichkeit braucht nicht davor zu erschrecken. Die Gräfin drängt ihr religiöses Gefühl Niemand auf.“

„Und Sie, Fräulein?“

Etwas schwer zu Beschreibendes blitzte ihn aus ihrem Antlitz an, wie ein Wetterleuchten des Selbstbewußtseins.

„Seh' ich aus wie Eine, welche die Gnade berührt hat?“

„Doch, wenn auch nicht gerade die himmlische Gnade! Und nun räum' ich den Wirthschaftsorgen das Feld. Meinen Gruß und meinen Handkuß der gnädigen Gräfin.“

„Viel Vergnügen und lustige Gedanken, Herr

von Bassewitz. Um acht Uhr am Theetisch auf Wiedersehen!"

Wenige Minuten später schritt Detlev durch den Buchengang, der den Garten in der Mitte von dem Rasenplatz bis zu dem Gitterthor in der Umfassungsmauer in fast schnurgerader Linie durchschnitt, behaglichen Sinnes und Herzens dem Ausgange zu. Unmittelbar berührten sich hier Park und Haide. Er hatte sich eine Cigarre angezündet und spielte mit seinem schwarzen Spazierstöckchen. Unbemerkt von ihm, hinter den Palmen, Gummibäumen und Blattpflanzen des Salons stehend, schaute ihm Susanne nach. Er trug sich gerad' und schlank, breit in den Schultern, den Kopf hoch aufgerichtet, Alles an ihm war kühn und adelig.

Dieß war der dritte Tag, daß Detlev im Schlosse Nischeburg verweilte. Mit größerer Vergnüglichkeit und Genugthuung, als er sich bei dem Antritt seiner Reise von diesem Aufenthalt versprochen hatte. Denn nur mit einem geheimen Widerwillen war er der Einladung der Gräfin gefolgt. Aber er hatte nicht unritterlich und undankbar erscheinen mögen und, da es ihm nicht möglich gewesen war, dem Grafen bei

seinem Begräbniß am neunzehnten Dezember des vergangenen Jahres die letzte Ehre zu erweisen, wenigstens jetzt der Wittve durch seinen Besuch sein Beileid abstaten wollen. Ganz ohne Neugierde war er dabei nicht, sie näher kennen zu lernen. Er hatte sie bisher nur selten, und immer unter ihm un günstigen und peinlichen Umständen, gesehen.

Um eine stolze Hoffnung, die seine Jugend geschaukelt, hatte ihn die Heirath des Grafen gebracht. Seine Verwandtschaft mit demselben war nicht so nahe gewesen, daß er irgend einen rechtlichen Anspruch auf die Güter hätte erheben können: seine Großmutter und die Mutter des Grafen Anno Ranzau waren Schwestern gewesen. Aber da der Graf noch an der Schwelle des fünfzigsten Jahres keinen Schritt gethan, sich zu verheirathen, sondern öfters erklärt hatte, daß er unvermählt zu bleiben gedente, war Detlev unwillkürlich zu der Ueberzeugung gekommen, sich als den Erben des Vermögens und des großen Grundbesizes im östlichen Holstein zu betrachten. Seine Mutter, die übrigen Verwandten, die Lage der Dinge, die Freundlichkeit, die ihm der Graf erwies, bestärkten ihn darin. Den ersten Riß

in der Freundschaft hatte die Politik gemacht. Detlev war Offizier in dem Heer des Königs Georg von Hannover, persönlich beliebt und verzo gen am Hofe und ein erbitterter Feind der Preußen. Unverholen hatte er, als die Preußen und Oesterreicher im Jahre 1864 Holstein und Schleswig besetzten, seiner Abneigung, ja seinem Hasse den schärfsten Ausdruck geliehen: dem Grafen gegenüber, der, von seiner Universitätszeit her ein idealistischer Schwärmer für die deutsche Einheit, den preußischen Bestrebungen aus überzeugtem Herzen zustimmte. Zwischen dem Alten und dem Jungen hatte es mehr als eine stürmische Auseinandersetzung gegeben, die für Detlev um so peinlicher waren, da seine Besuche auf dem Schlosse Alcheburg meist mit der Bitte um Geld zu enden pflegten. Er war nicht wohlhabend genug, das kostspielige Leben in Hannover ohne eine Zuflüsse von Seiten des „Goldonkels“ führen zu können. Die Klugheit rieth ihm darum, diese Quelle, die bisher noch immer reichlich geflossen war, sich nicht zu verschütten, aber die Heftigkeit seines Wesens und die beißende Ironie, mit der Rankau die ganze Kleinstaaterei und besonders die Welfendynastie behandelte,

rissen ihn stets von Neuem trotz seiner guten Vorsätze zu erbittertem Streite fort. Der Krieg des Jahres 1866 vertiefte die Kluft zwischen Beiden. Daß Detlev in der Schlacht bei Langensalza als Soldat seine Pflicht gethan, hatte der Graf selbstverständlich gefunden: er war zu dem Verwundeten geeilt und hatte ihn nachher aus allen seinen Geldverlegenheiten befreit. Allein seine Aufforderung: er möge in das preußische Heer eintreten und sich der neuen Ordnung der Dinge fügen, hatte Detlev mit Entrüstung zurückgewiesen und war seinem Könige in die Verbannung gefolgt.

Im Frühjahr des folgenden Jahres waren sich Beide wider Erwarten in Wien begegnet. Der Graf hatte ein Recht, unwillig zu sein. Mehr als einen Wechsel und Ehrenschein Detlev's hatte er nach dessen Abreise von Hannover, den seine Gläubiger zum Aeußersten getrieben, noch einzulösen gehabt; eine und die andere leichtfertige Geschichte war nicht länger verschwiegen worden. Detlev dagegen hatte von Bekannten allerlei Gerüchte über die plötzliche Leidenschaft gehört, die der Graf für eine Sängerin am Hamburger Stadttheater gefaßt, Gerüchte, die

schon von einer bevorstehenden Heirath sprachen. Jetzt sah er Ranzau in Wien, in der Gesellschaft der Künstlerin. Therese Reinhardt gab gerade einige Gastrollen in der dortigen Oper. Er konnte seinen Aerger, seine Sorge über diese Neigung des Grafen, die seine ganze Zukunft in Frage stellte, bei dem ersten Zusammentreffen nicht so weit beherrschen, wie er es der Dame und seinem Wohlthäter schuldig war. Als ihn dieser dann über sein Benehmen zur Rechenschaft zog, antwortete Detlev trotzig und erlaubte sich einige unpassende Bemerkungen über die Leidenschaften alter Herren für listige Abenteurerinnen. Ein scharfes Wort rief ein schärferes hervor. Wenig fehlte, so würde der Streit mit einem Zweikampf geendet haben. Gemeinsame Freunde vermittelten, das Aeußerste wurde abgewandt, aber die alte Freundschaft war für immer ausgelöscht.

Es war einer der schwärzesten und glücklichsten Tage zugleich in Detlev's Leben gewesen, als sie sich wieder sahen. Nach Jahren, an einem Septembertage, am Alsterbassin in Hamburg. Der Graf erkannte ihn nicht gleich, doch in der Dame, die er am Arm führte, mochte eine Erinnerung aufdämmern, daß

der stattliche, wettergebräunte Mann in schäbiger Kleidung, der sie mit frechem Blick anstierte, als sie aus dem Hotel de l'Europe trat, und dann zurückfuhr und rasch auf die andere Seite der Straße hinüber eilte, ihr schon einmal im Leben begegnet sei. Unberechenbare Gewalten leiten den Menschen. Heute so wenig, wo er sorglos, mit seinem Spazierstöckchen in die Luft schlagend, unter den Buchen Alsheburgs dahinschritt, wie damals, hätte Detlev genau zu sagen vermocht, was ihn dem Hotel gegenüber an dem eisernen Geländer, das die Ufer der Innenalster einschließt, stillstehen ließ. Seine erste Bewegung, als er den Grafen und die Gräfin bemerkt, war die Flucht gewesen. Er schämte sich seiner Verkommenheit, er hätte in die Erde sinken oder sich in den Fluß stürzen mögen. Und dennoch blieb er stehen. Nur um dem Paar nachzusehen? In der nächsten Sekunde trat der Graf auf ihn zu, die Gräfin hatte ihm ein Wort zugeflüstert. „Sind Sie es, Detlev Bassewik?“ Er erwartete ihn am Nachmittag im Gasthose. Fahr' hin, Stolz der edlen Seele! Detlev war längst nicht mehr der heißspornige Jüngling, der aus romantischer Treue und überspanntem Ehr-

gefühl mit seinem reichen Verwandten gebrochen hatte. Arm, verlumpt kam er von jenseits des Ozeans, ohne jede Schwärmerei und Illusion, aber voll rücksichtsloser Entschlossenheit, jegliche Gelegenheit des Glücks beim Schopfe zu ergreifen. Möglich, daß er es nicht über seinen Trotz gebracht, den schwer beleidigten Grafen anzusprechen, aber er empfand nicht das geringste Bedenken, die entgegengestreckte Hand desselben zu fassen und die Gunst des Zufalls auszunützen. Ein lauges Geständniß hatte er dem Grafen nicht zu machen, seine Geschichte in großen Umrissen war rasch erzählt. Unmittelbar nach ihrer Entzweiung in Wien war er nach Mexiko aufgebrochen, um sein Glück bei dem Kaiser Maximilian zu versuchen. Er war kaum in Veracruz gelandet, als ihn die Kunde von der Erschießung des Kaisers in Queretaro erreichte. Wenn ihn nicht das Fieber gefaßt und darniedergeworfen, würde er mit dem nächsten Schiffe nach Europa heimgekehrt sein. So mußte er im Lande bleiben. Er fand Freunde, die sich seiner annahmen, die ihn zurückhielten. Mancherlei hatte er unternommen, Gefahren und Abenteuer bestanden, die verschiedensten Stellungen bekleidet. Bald

hatte er eine volle Börse gehabt, bald seinen letzten Dollar verspielt. Ueber San Franzisko und die Felsenberge war er nach Chicago, nach New-York gekommen. Dort hatte er gänzlich Schiffbruch gelitten, mit seinem Geld wie mit seinen Plänen. Der mächtige politische und wirthschaftliche Aufschwung, den Deutschland nach dem französischen Kriege genommen, war für ihn der Antrieb zur Rückkehr geworden. Und was er jetzt beabsichtige, hatte der Graf, der nach den Einzelheiten seiner Fahrten kein Verlangen trug, gefragt. Er wolle nach Rumänien, Serbien, der Türkei, um entweder im Heerdienst oder bei dem Bau von Eisenbahnen beschäftigt zu werden, er hatte dieß und jenes Empfehlungsschreiben von amerikanischen Kaufleuten und Eisenbahnkönigen an Berliner und Wiener Bankhäuser. Freilich mochte er in New-York eine andere Rolle gespielt und eine andere Figur gemacht haben, als jetzt vor dem Grafen.

Diese Unterredung hatte das Fahrzeug seines Lebens von der Sandbank wieder emporgehoben. Rankau hatte ihm eine jährliche Unterstützung zugesichert, die ihm kein Kavaliërdaßein, aber ein an-

ständiges Auftreten ermöglichte. Dreitausend Mark, welch' armselige Summe für Einen, der oft mehr als die Hälfte davon in einer Nacht an einem mexikanischen Spieltisch verloren! dachte er auch jetzt wieder. Indessen, wenn man unter einem Unstern geboren ist! Und in der That, zu dem Ziel seines Lebens, einem großen Vermögen, einer bedeutenden Stellung konnte er nicht gelangen. Weder in einem kühnen Sprunge, noch durch jahrelange fleißige Arbeit und Ausdauer ließ es sich erreichen. Er war damals im Herbst des Jahres 1873 nach den Donauländern gegangen und erst vor Kurzem von Konstantinopel zurückgekommen. Ohne Schwierigkeit hatte sein adeliger Name, seine Persönlichkeit, seine Anstelligkeit ihm ein Amt bei dem Baue und der Verwaltung der rumänischen Eisenbahnen verschafft. Als der Krieg zwischen den Slaven und Türken ausbrach, hatte er als Freiwilliger Dienste im Heere genommen. Vor Plewna hatte er sich durch seine Tapferkeit und Kaltblütigkeit ausgezeichnet und war mit einem russischen Orden geehrt worden. Aber als Fremder konnte er nicht daran denken, in dem Heere der Rumänen zu einer höheren Stellung emporzusteigen. Nach dem Friedensschlusse war er

wieder aus dem Heer getreten und hatte im Dienste großer Unternehmer Kleinasien und die Euphratländer wegen der Anlegung von Schienenstraßen durchreist und erforscht. Mit diesem beständigen Wechsel des Ortes und der Beschäftigung stand im letzten Grunde die Eigenart seiner Natur, das Unstäte, Raftlose und Waghalsige in ihm, wie wenig er es sich auch eingestehen mochte, in Harmonie. Er dauerte in keinem Geschäft und keinem Verhältniß aus, weil ihm das Einerlei der Dinge und Menschen unerträglich wurde. Nur darin hatten ihn seine bitteren amerikanischen Erfahrungen gewizigt, daß er nicht mehr Alles leichtfertig auf das Spiel setzte. Immer noch hatte er Schulden und steckte in Geldverlegenheiten, aber wo er erschien, war er gern gesehen, in einem Salon wie in einem Klub, von Kopf zu Fuß ein Gentleman.

Mit dem Grafen war er seit jener Begegnung in Hamburg nicht mehr zusammengetroffen. Um so eifriger hatte er den Briefwechsel mit ihm aufrecht erhalten. Nie hatte er einen Monat verstreichen lassen, ohne Nachricht von seinem Ergehen nach Nischeburg zu senden. Er gab sich sogar Mühe mit diesen Briefen — anfangs, um bei der Gräfin den

ungünstigen Eindruck zu verwischen, den seine Abgeriffenheit und fragwürdige Erscheinung auf sie ausgeübt haben mußte, später, um es dem Grafen nahe zu legen, einen so ausgezeichneten Verwandten reichlich in seinem Testamente zu bedenken. Denn durfte er sich auch keine Rechnung auf die ganze Erbschaft mehr machen — sanguinisch, wie er war, hielt Detlev doch an der Hoffnung fest, die ihm den Besitz von Ascheburg vorspiegelte, der Gräfin theilte er in seinen Gedanken großmüthig das Geldvermögen ihres Gatten zu. In Konstantinopel erfuhr er den Tod des Grafen und bald darauf von dem Bankhause, das ihm bisher die Zahlungen seiner kleinen Rente geleistet, daß dieselben nach wie vor geschehen würden, daß weitere Bestimmungen hinsichtlich seiner von dem verstorbenen Grafen nicht getroffen seien. Es war ein harter Schlag, aber Detlev besaß auch eine stählerne Natur. „Mein Verhängniß,“ sagte er, die Achsel zuckend. Ob der Graf in seinem Testamente die Summe ausdrücklich für ihn festgesetzt, ob er sie nur der Güte der Gräfin verdanke, welche ihm die Wohlthat ihres Gatten nicht entziehen wollte: darüber mochte er nicht weiter grübeln. Traurig

genug, daß er sich auch fernerhin auf der schmalen Planke einrichten mußte. Sollte er sich seine Lage noch durch die krankhaften Einfälle eines übertriebenen Ehrgefühls erschweren? Thorheit, er war nicht umsonst unter den Yankeeß gewesen, er verachtete die Empfindeleien der alten Welt.

In seiner Erinnerung stand die Gräfin, obgleich sie längst über das Blütenalter des Weibes hinaus war, als eine schöne Frau. Ein Attaché der deutschen Gesandtschaft in Konstantinopel, der sie in einem Badeort kennen gelernt, rühmte ihren Verstand und die Muth ihres Benehmens — dennoch hatte sich Detlev, als er ihre Einladung, sie in Mischeburg aufzusuchen, annahm, mehr Langeweile als Unterhaltung von diesem Zusammensein versprochen. Zuletzt, hatte er sich bei seinem Aufbruch von Wien gesagt, wo er der türkischen Eisenbahnen wegen die letzten Monate zugebracht, ist Hamburg in der Nähe. Im Herbst wollte er ohnedieß nach London, um dort mündlich seinen Auftraggebern Bericht über seine asiatischen Erfahrungen abzustatten. Eine Reihe von Gründen, mit der er vor sich selbst die Reise nach dem einsamen holsteinischen Landstük und den Aufent-

halt in dem Schloß der Langeweile zu entschuldigen unternommen.

Wie überflüssig kamen sie ihm jetzt vor, wie zufrieden war er mit seinem Entschluß! Vergangenheit und Gegenwart flossen ihm ineinander, wie der Nachmittag mäßig in den Abend verdämmerte. Er schritt durch den Park, über den breiten, rothbraunen Haidestreifen, durch den Eichenwald drüben zu dem kleinen Weiher, der, im Kreise von mächtigen alten Bäumen umstanden, geheimnißvoll leuchtete und wallte, wenn der Mond hoch am Himmel über ihm glänzte und es in der tiefen Dunkelheit und Einsamkeit umher nur zwei schimmernde Dinge gab: das Gestirn und das Wasser. Wie bekannt war ihm dieser Erdenfleck! Wie viele Jugenderinnerungen, Spiele und Thorheiten erwachten in seiner Seele, je weiter er ging. Unter all' den Veränderungen, welche die Menschen betroffen, hatte die Natur ihre Züge still und wandellos bewahrt. War es das linde Säuseln in den Wipfeln, die rothgoldigen Lichter, die durch das dichte Laub, bald von den Kronen her, bald an den Stämmen hinab oder über den Erdboden hinzitterten, spielten und huschten, der Duft, der dem Walde ent-

strömte, die sich in seinem Gemüth in sentimentale Anwandlungen umsetzten? Eine Weile wanderte er dahin wie im Traum. Er gedachte der Zeiten, die nun für immer dahin, der Pläne, die er hier gehabt, wie er sich schon als Herr des stattlichen Besitzthums angesehen, einer ersten Jugendgeliebten, wie er sich damals das Bild seiner Zukunft ausgemalt, welch' liebenswürdiger Eichendorff'scher Taugenichts und Müßiggänger er gewesen. Mit einem lauten „Holla!“ und einem bitteren Lachen mußte er sich selbst zur Ordnung rufen.

Er war siebenunddreißig Jahre, ein Abenteurer, ein Reisender, aber nichts weniger als ein romantischer. Die Höhen des Lebens hatten keinen Glanz mehr für ihn und die Tiefen keinen Schrecken. Die Reichen und die Genüßjamen hatten gut träumen und in's Abendroth starren. Wer, wie er, kostspielige Neigungen und Bedürfnisse hatte, immer hungrig nach Genüssen und Aufregungen war und doch wenig mehr als eine Handvoll Gold sein eigen nannte, der mußte arbeiten, erwerben, Anschläge machen. Und wären es auch nur Wahrscheinlichkeitsberechnungen, um am Spieltisch zu gewinnen. Immer

war es eine nützlichere Beschäftigung, als über zusammengestürzte Lustschlösser zu klagen. Dennoch, es war auf diesem Boden nur zu natürlich, kehrten seine Gedanken hartnäckig zu dem Besizthum, dem Schlosse zurück. Hatte der Graf, wenigstens nach dem Tode seiner Gattin, darüber verfügt, oder es ihr zum freien Eigenthum überlassen? Er konnte kaum daran zweifeln, wenn er ihr selbstgewisses Auftreten und die Verfügungen bedachte, die sie in Bezug auf die Verwaltung des Gutes, auf die Erneuerung des ältesten Schloßthurmes getroffen. Was wollte diese Frau damit machen? Hatte sie Verwandte, denen sie das reiche Erbe zugedacht? Etwa diesem jungen Mädchen, das als Gesellschafterin bei ihr weilte? Oder wenn sie gar noch einmal heirathete? Unwillkürlich blieb Detlev einen Augenblick stehen, gleichsam als könne er dadurch auch das Bild der Gräfin fest vor sich hinzaubern. Der Gedanke war unwahrscheinlich. Allein viel ältere, viel häßlichere Frauen hatten zum zweiten Male geheirathet. Wie alt mochte sie sein? Einige vierzig Jahre, dafür war sie noch immer eine gebieterische Schönheit. Um, dachte er im Weitergehen, wenn ich zehn Jahre

jünger wäre! Frauen in solchem Alter üben eine große Anziehungskraft auf die Jugend aus und werden ihrerseits unwiderstehlich von deren Schwärmerei und Unerfahrenheit angezogen. Mir gegenüber würde sie mehr als ein Bedenken empfinden. Indessen — ist sie in dieser zwölfjährigen Ehe kalt und gleichgültig geworden? Ist sie noch der Leidenschaft fähig? Eine erste gefeierte Sängerin, mit diesen dunklen Augen, diesen starken, schön geschwungenen Lippen — sie wird gerade nicht wie ein Lamm der Unschuld durch das Leben gegangen sein. Wenn da irgend ein Haken wäre, an den man anknüpfen könnte — „Dummheiten!“ und er schlug mit seinem Spazierstock klatschend an sein Beinleid. Da die Vergangenheit sie nicht gehindert hat, eine Gräfin Rankau zu werden, was sollte sie ihr jetzt anhaben, wo sie im gesicherten Besitz alle Nachreden und alle kleinen Dunkelheiten ihres früheren Lebens verachten durfte! Aus eigener Erfahrung wußte er, wie leicht man mit vergangenen und überwundenen Thatsachen fertig wird. Für die Armen und Glenden sind die Gewissensbisse und die Reue und die Furcht vor Entdeckungen ihrer Fehlstritte

die unerfreuliche Zugabe ihres Daseins, der Glückliche kennt sie nicht.

Wie war er nur in dieß Labyrinth gerathen? Denn welche Anstrengungen er auch machte, seine Gedanken auf andere Gegenstände zu richten, immer wandten sie sich der Gräfin, ihrer Zukunft, der Möglichkeit zu, daß er doch noch dieß herrliche Besiðthum, das ihm der Zufall entrißen, erobern und sein Eigen nennen könne. Wie die Strahlen der Abendsonne flimmerte und gaukelte es vor ihm hin, wollte er aber schärfer zusehen, blendete ihn der Glanz und zwang ihn, die Augen zu schließen. War dieß ein Zeichen? Sollte er sich in diesem Irrgarten voll phantastischer Hoffnungen oder Enttäuschungen, voll Gold oder Raðengold, statt einen Weg zu suchen, blind der Führung des Schicksals, seines Verhängnisses überlassen?

Er hatte die Waldung hinter sich, breit und spiegelglatt, in den warmen Farben des Sonnenuntergangs dehnte sich der See vor ihm aus. Kornfelder, Gehöfte, ein Kirchthurm, holländische Mühlen, auf kleinen Höhen ein Eichenbusch, am Rand des Horizonts eine dunklere Waldlinie — ein friedliches

und liebliches Landschaftsbild. Auch da, wo Detlev aus dem Schatten der Bäume hervortrat, senkte sich der Waldrücken, der hier das Ufer bildete, in sanfter Neigung zu dem Wasser hinab. Unter einer vielästigen, knorrigen Eiche stand eine Ruhebänk, zur Umschau und zur Betrachtung einladend. Es war, wie er gestern bei der Spazierfahrt gehört, die sie an dieser Stelle vorübergeführt, ein Lieblingsplatz Susannens. Der Weg hatte ihn müde gemacht, mit einem „Guten Abend!“ nahm er auf dem einen Ende der Bank Platz. Ein junger Mann saß auf dem andern, der seinen Gruß artig erwiderte und das Buch, in dem er gelesen, neben sich niederlegte, daß es gleichsam den Raum, den er zu beanspruchen gedachte, gegen den neuen Ankömmling abgrenzte. Wenigstens dünkte es Detlev so. Um so mehr, als er auf dem schwarzen Ledereinband die in Goldbuchstaben gedruckte Inschrift gelesen: „Das Neue Testament.“

„Verzeihung, wenn ich Ihre Lektüre gestört habe,“ fing er an. „Aber meinerwegen brauchten Sie dieselbe nicht zu unterbrechen, ich pfeife weder, noch halte ich Monologe. Ich rauche still meine Cigarre und denke nicht einmal etwas dabei.“

„Ich würde auch ohne Ihr Erscheinen mit dem Lesen aufgehört haben,“ entgegnete der Andere und legte seine breite, wohlgepflegte Hand auf sein Buch, als wolle er die Aufschrift vor dem Fremden verbergen.

Diese Bewegung ärgerte Detlev.

„Geben Sie sich keine Mühe,“ sagte er spöttisch. „Ich finde nichts Besonderes darin, daß ein junger Mann in dem Neuen Testamente liest.“

„Mir aber will es wie eine kindische Eitelkeit erscheinen, wenn man einem Fremden seine Lektüre zeigt, wie ich es unabsichtlich that,“ und er steckte sein Buch in die Rocktasche. „Ich war in Gedanken verloren, meine Phantasie schweifte an den Geländen des Sees von Genezareth.“

„Ich würde den hier zu unseren Füßen vorziehen. Die dortige Landschaft entbehrt in ihren Formen und Farben zu sehr der feineren Uebergänge, dessen, was wir Stimmung nennen. Sie ist schön und großartig und wild und einsam, aber sie hat keinen Duft, wie ihr Himmel keinen Wolken Schleier.“

„Sie waren in Palästina?“ fragte mit unverkennbarer Neugierde und Theilnahme der Andere.

„Ja, doch nicht als Pilger zu den heiligen Stätten oder als Mitglied einer Stangen'schen Reisegeellschaft. In durchaus weltlichen Angelegenheiten. Ich durchforchte das Land auf die Möglichkeit hin, eine Eisenbahn von dem Meere aus nach Damaskus und weiterhin nach dem Euphrat zu legen.“

„Ah,“ entgegnete der junge Bibelleser und grüßte noch einmal, „welch' ein glückliches Zusammentreffen! Sie sind der Herr Baron von Bassewitz.“

„Woher kennen Sie mich?“

„Die Frau Gräfin hat öfters von Ihnen und Ihren Reisen gesprochen. Sie wurden im Schlosse erwartet.“

„Sie besuchen es häufiger?“

„Zuweilen ehrt mich die Gräfin durch eine Einladung. Erlauben Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle: Lorenz Stechow, ich bin der Sohn des Pfarrers von Mischeburg, Kandidat der Theologie.“

Eine auffällige, aber für Detlev's Geschmack oder Instinkt keine angenehme Erscheinung. Blonde, in's Röthliche spielende, wollartige kurze Haare standen um den Kopf und erinnerten, wie die wulstigen

Lippen, das rundliche, bartlose Gesicht, an Negerphysiognomieen. Die wasserblauen Augen hielten sich unter den dichten Wimpern meist verborgen und schienen die Dinge mehr lauschend anzublinzeln als fest zu betrachten.

„Und Sie haben sich, wenn die Rede auf meine Reisen kam, an meine Stelle gewünscht?“ fragte Detlev mit der gutmüthigen Ueberlegenheit des Weltfahrers.

„Benigstens als Sie im heiligen Lande weilten. Es ist ein so natürlicher Wunsch für einen Theologen.“

„Einverstanden. Ich würde von Staatswegen in jedem Jahre einige strebsame Jünger des Predigeramtes nach Palästina schicken, um zu sehen, wie menschlich sich dort die Dinge zutragen und immer zugetragen haben. In einer naiveren Menschlichkeit, als man sie in einem deutschen Pfarrhause oder in einem Kollegienaal auch nur ahnen kann. Um zu lernen, daß alle Religionen auf dasselbe hinauslaufen.“

„Und das wäre?“

„Wollen Sie mich um meinen Glauben befragen?“

lachte Detlev. „Lassen Sie es gut sein, ich kümmere mich nicht um den Ihrigen.“

„Sie haben mich mißverstanden, ich bin kein Inquisitor. Im Gegentheil, zugänglich für jede Belehrung. Ist es einzig die Schuld der Kirche, daß die Entfernung zwischen ihr und der Bildung immer größer wird? Vermeidet die Bildung nicht geflissentlich die Kirche?“

„Das müssen Sie mit einem Schriftgelehrten ausmachen. Ich bin ein praktischer Mann, ein Soldat, ein Pionnier. Allen Respekt vor der Kirche, aber ich gehe um sie herum.“

Lorenz hatte sich erhoben, er zog seinen breitrandigen schwarzen Filzhut:

„Guten Abend, Herr Baron!“

Seine Bewegungen waren ein wenig steif und eckig, sein Benehmen das eines jungen, gut erzogenen Mannes, dem die Formen der Gesellschaft wohlbekannt, wenn auch in ihrer Uebung noch nicht geläufig sind.

Detlev hatte die Empfindung, ihn schroffer, als er es verdient, behandelt zu haben, er wollte ihn nicht unter diesem Eindruck gehen lassen.

„Ich denke,“ sagte er aufstehend, „wir haben

denselben Weg. Wenn es Ihnen nichts verschlägt, machen wir ihn zusammen.“

„Es wird mir eine große Ehre sein.“

„Die Sonne ist hinunter; wie der Himmel in allen Farben glüht! Solch' Schauspiel würden Sie im heiligen Lande selten und nur auf Minuten haben. Man könnte über den Einfluß der Abenddämmerung auf den Volkscharakter ein Buch schreiben, vom psychologischen und religiösen Standpunkt aus.“ Dabei hatte er den Pfad, der von der Waldhöhe sich hinunter an den See schlängelte, eingeschlagen.

Lorenz hatte indessen die Lust verloren, auf die philosophischen Bemerkungen Detlev's einzugehen; um aber das Gespräch fortzusetzen, sagte er:

„Sie scheinen trotz Ihres kurzen Aufenthalts mit unserer Gegend wohl bekannt zu sein, Herr Baron, Sie wissen, daß der nähere Weg zum Dorfe und zum Schlosse am See entlang und nicht durch den Wald führt.“

„Ich war zu Lebzeiten des Grafen mehrmals in Ascheburg.“

„Ein ausgezeichnete Mann! Er war ebenso kenntnißreich wie gütig.“

„Er ist der Patron der Kirche.“

„Mir war er mehr. Nur seine Freigebigkeit hat es mir gestattet, mich ganz meinen Studien widmen zu können. Ohne seine Unterstützung hätte ich wie die meisten Theologen durch Unterrichtgeben, durch Betteln um Stipendien und Freitische einen Theil meines Unterhalts auf den Universitäten erwerben müssen. Das ist so lästig und so entwürdigend, es macht schon aus den Jünglingen Streber und Raubvögel, pflegte der Graf zu sagen, der überhaupt von der Theologie eine sehr geringe Meinung hatte.“

„Kalkulire, auch von der Religion. War ein Voltairianer, so viel ich davon verstehe. Im Uebrigen ein ganzer Mann, was auch drüben,“ und er zeigte nach dem graublauen Himmel, „seinen Werth haben wird.“

„Seine Güte noch mehr. Der Glaube ist eine Gnade Gottes, die Barmherzigkeit eine Tugend, die Jeder erwerben und üben kann.“

„Es ist schön, Herr Kandidat, daß Sie uns Ungläubigen wenigstens ein schmales Pfortchen zur Seligkeit offen halten. Wo haben Sie studirt?“

„In Halle und Jena. Ein Sommersemester

mußte ich, um die Fröhlichkeit und Poesie des Studentenlebens zu erproben, auf den Wunsch des Grafen in Heidelberg zubringen.“

„Mußten? Also fanden Sie keinen Geschmack daran?“

„Nein! Es ist der romantische Firniß, aber nicht mehr die Romantik, den hier und dort noch die Studentenschaft zur Geltung zu bringen sucht. Der Graf urtheilte aus seinen Erinnerungen. Wie anders ist die Wirklichkeit! Unsere Zeit hat Siebenmeilenstiefel, in dreißig Jahren durchmißt sie ein Jahrhundert.“

„Freilich! Schade nur, daß wir selber dabei um so schneller alt werden. Es gibt keine Jugend mehr.“

So fein er war, Lorenz empfand den Stich, der aus Detlev's Worten, gleichviel, ob er beabsichtigt war oder nicht, ihn traf.

„Wär' es möglich, daß ein Geschlecht, dem der Kampf um's Dasein und die Darwin'sche Theorie gleichsam eingeimpft werden, sich eitlen Träumen und phantastischem Müßiggang hingeben könnte?“ fragte er wie zur Abwehr.

Du und der Kampf um's Dasein! lachte Detlev still in sich hinein. Ein Mutterjöhnchen, das zwischen Pfarrhaus, Schule und Universität, immer mit reichlichem Taschengelde und dem Neuen Testament in Goldschnitt, hin und her gelaufen. „Wünsche, Herr Kandidat, daß Ihnen die Lebensschlacht erspart bleibt und Sie nur den Kampf um das Gottesreich zu führen haben. Hier, auf diesem Boden, denn die Pfarrstelle in Nischeburg kann Ihnen doch nicht entgehen.“

„Mein Streben ist, ihrer würdig zu werden. Aber der Mensch denkt, Gott lenkt.“

„Sind Sie seit längerer Zeit wieder in der Heimat?“

„Seit der zunehmenden Kränklichkeit meines Vaters. Es wird in diesen Tagen jährlich.“

„So haben Sie den Grafen auf seinem Sterbebette gesehen?“

„Er ist wie ein Philosoph gestorben und hatte doch einen Engel an seiner Seite.“

„Engel? Fräulein Wildherz? Sie müssen merkwürdige Augen haben, Herr Kandidat. Bei Der hätt' ich mir nie auch nur den kleinsten Anjaß zu Engelfittigen vermuthet.“

Die breite Krämpe seines Quäkerhutes und die Dämmerung verbargen die in Lorenzens Gesicht aufsteigende dunkle Röthe seinem Genossen, aber aus seiner in mühsam bekämpftem Unwillen nachzitternden Stimme merkte Detlev, daß er unvorsichtig an eine empfindliche Saite gerührt.

„Ich sprach nicht von Fräulein Wildherz,“ erwiederte Lorenz. „Ich meinte die Frau Gräfin. Was habe ich mit dem Fräulein zu schaffen?“

„Vergebung, Herr Stechow. Nichts lag mir ferner, als Sie zu kränken. Ich ahnte nicht, daß diese junge Dame, die ja als Weltkind mehr als einen Vorzug besitzt, Ihnen so verhaßt wäre.“

„Ich hasse Niemand. Wie dürft' ich sonst Christi Lehre bekennen! Und nun gar ein Mädchen, das in seiner Weise, nach bestem Willen und Verständniß, dazu beigetragen hat, die letzten Tage meines Wohlthäters zu verjüßen! Fräulein Wildherz war für den Grafen eine ungleich bessere Vorleserin und Gesellschafterin, als ich es je hätte sein können.“

Daher der Groll! sagte sich Detlev. Sie hat ihn aus seiner Stellung verdrängt oder die gehoffte ihm genommen!

„Aber die Ansichten des Fräuleins,“ fuhr Lorenz erregt fort, „sind nicht die meinigen und ich möchte Ihnen, Herr Baron, nicht den geringsten Zweifel darüber lassen.“

Wie beredt ihn der Haß und der Neid machen, dachte Detlev; laut entgegnete er:

„Abgemacht, das Fräulein ist kein Engel. Allein die Gräfin. Eine fromme, bibelfeste Dame?“

„Ich weiß nur, daß sie die Empfänglichkeit einer schönen Seele für alles Hohe und Edle und also auch für die Religion hat.“

Darüber hatten sie, an Feldern und Wiesen entlang schreitend, das Dorf erreicht. Das Vieh wurde in die Ställe getrieben, ein Bauernwagen kam daher. Bläulicher Dämmerungsdunst lag über der Landschaft. Kalt waren die Schatten und noch glanzlos im weißgelben Scheine stand der Mond am Himmel. Vor den Thüren, auf den Bänken an den Häusern lehnten oder saßen die Bewohner. Hier und dort spielten noch die Kinder. Ueberall Feierabendstimmung. Gegenüber der Kirche, im Schatten einer alten Linde lag das Pfarrhaus: beide nach der Wohlhabenheit des Dorfes und dem Reich-

thum des Patrons ansehnliche Gebäude. Ein Rosenstrauch war an dem einen Theil der Vorderwand emporgestiegen und umrahmte die Fenster des unteren und des oberen Gestocks mit seinen Zweigen, Blättern und Blüten. In einer Stube brannte schon Licht. Auf der Schwelle stand eine Frau, die Dorfstraße hinabblickend.

„Sie werden erwartet,“ sagte Detlev, „ich hoffe, daß ich nicht schuld an der Störung Ihrer Hausordnung bin.“

„Es ist meine Tante, die Schwester meines Vaters, die ihm nach dem Tode meiner Mutter die Wirthschaft führt.“

Langsam und schwer schlug die Kirchuhr die achte Stunde.

„Predigen Sie morgen?“

„Ja.“

„Dann seien Sie der Muse der Beredsamkeit empfohlen. Und wachen Sie nicht zu lange in die Nacht hinein. War mir ebenso angenehm wie erfreulich, Ihre Bekanntschaft zu machen, Herr Kandidat.“

„Ich weiß die Ehre dankbar zu schätzen, Herr Baron. Sie kennen den Weg zum Schloß?“

„Dort den Buchengang hinauf. Wenn ich blind wäre, würde ich ihn finden.“

Also morgen die Predigt und dann zur Mittagstafel abermals den Herrn Kandidaten, ein beschwerlicher Tag! Das war Detlev's erster Gedanke, als er allein unter den Buchen dahinging. Immerhin würde es lustig sein, Susannens Gesicht dabei zu beobachten und die beiden jungen Leute ein wenig gegen einander zu heizen. Lange indessen weilten seine Gedanken nicht bei dieser Vorstellung noch bei der Begegnung, sie waren bald wieder, wie es ihm schien, ohne seinen Willen, unter dem Druck einer geheimnißvollen Macht bei der Gräfin. Deutlicher als vorhin vernahm er eine Stimme, einen Zuruf aus seinem Innern: „Wag's doch! Sie ist ein Weib. Sollte ihr deine Huldigung mißfallen?“ Und unwillkürlich richtete er sich straffer zu seiner ganzen Größe auf und strich seinen Vollbart glättend mit der Hand, ehe er durch das Portal in den Schloßhof schritt.

## Zweites Kapitel.

---

Durch den blauen Salon schwebte zu dieser Frist ein Engel. Susanne hatte auf dem Steinweg'schen Flügel einige Musikstücke gespielt und stand nun mit dem Rücken dagegen gelehnt, durch die weit offene Thür in den stillen Garten hinausblickend. Auf dem Rasenplazze glitzerte und spielte der bläuliche Schimmer des Mondlichts. Von den leise ihre Wipfel neigenden Bäumen drang eine erfrischende Kühle in den Saal. Unweit der Thür lag Detlev in dem Schaukelstuhl, die Gräfin hatte ihm den Genuß einer Regalia gestattet. Sie selbst saß weiter zurück in einem der großen, mit dunkelblauer Seide überzogenen Armstühle, die Füße auf ein buntgesticktes Kissen gestemmt, in einem schwarzen Kleide, eine schwarze Spitzenkrause hoch um den Hals. Das Marmorähnliche ihres Kopfes trat dadurch noch

mehr hervor, in dem mattgelben Licht der Lampe, das sie von der Seite her traf, sah er wie der Kopf einer römischen Kaiserin aus. Das dunkle Haar trug sie leicht gelockt, die schlanken Hände ruhten über einander geschlagen im Schooß.

„Die Musik hat das Gute,“ sagte sie jetzt zu Detlev, der unverwandt den dünnen, zerflatternden Rauchwölkchen seiner Cigarre nachsah, „daß sie dem Geiste des Zuhörers völlige Freiheit läßt, zu denken, was, zu wandern, wohin er will. Die anderen Künste zwingen ihn in eine bestimmte Richtung, halten ihn bei ihren Gegenständen fest, die Musik öffnet ihm die Pforte der Unendlichkeit. Denn geschehen Sie es nur, Sie waren, als Susanne eben Chopin spielte, nicht bei uns.“

„Soll ich widersprechen? Dennoch trifft Ihre Bemerkung nur halb zu, Frau Gräfin. Meine Phantasie war nicht gerade in diesem Raume, in der Gegenwart, aber bei der Sache war sie doch. Dieser Chopin ist ein so melancholischer Musiker und das Fräulein weiß in ihrem Vortrage diese elegische Grundstimmung so rührend und so einschmeichelnd wiederzugeben — ich dachte vergangener Zeiten, an

unwiederbringlich Verlorenes — auch daran, daß ich Sie nur einmal auf der Bühne gehört, als Donna Anna, und wie glücklich es sein müßte, wenn man immer so hindämmern könnte, eingewiegt von diesen Tönen, sich in einem guten amerikanischen Stuhl schaukelnd — bis das Fräulein, viel zu früh für mich, ihr Spiel endete, das Mondgeflimmer auf dem Rasen näher kam und mich an das elektrische Licht und seine Zukunft denken ließ.“

„Versprechen Sie sich etwas Besonderes davon?“

„Ich bin kein Techniker und baue auch keine Luftschlösser mehr. Aber die Beleuchtung würde mir gefallen. Sie ist kräftig und verleiht doch Allem einen geisterhaften Schein, wie aus dem Reiche der Schatten oder aus den Gefilden der Seligen. Im grellen Mittagssonnenschein kann ich mir die Seligen nicht vorstellen. Man muß die Unbarmherzigkeit der Sonne im Süden kennen gelernt haben.“

„Was thun die Seligen nach Ihrer Ansicht, Herr Baron?“ fragte darüber mit einer leichten Neckerei in dem hellen Ton ihrer Stimme Susanne vom Klavier her.

„Was können sie Anderes thun, als spazieren-

gehen, singen und spielen und tanzen und dazwischen Festgelage feiern mit irgend einer Himmelskost? Oder glauben Sie, daß man in den Gefilden der Seligen arbeiten muß, Fräulein Wildherz? Das wäre eine Aussicht, die in meinen Augen die ganze Seligkeit in einen grauen Schleier hüllte.“

„Und das sagt ein so unruhiger Wanderer wie Sie?“

„Weil mir, wie Jedem von uns, Frau Gräfin, der Gegensatz meines Zustandes, Ruhe und Müßiggang, als Glück erscheint. Ihnen nicht?“

Die Gräfin antwortete nicht, aber Susanne sagte:

„Ich besorge, wir müssen der Reihe nach durch alle Sterne wandern, eine unendliche Reise.“

„Allein oder in bekannter Gesellschaft?“ lachte Detlev. „Ich würde das Letzte vorziehen.“

„Wie schade, daß Fräulein von Güstrow uns erst morgen mit ihrem Besuche beehrt, dieß wäre ein Gespräch für sie,“ warf die Gräfin dazwischen.

„Fräulein Lene von Güstrow? Lebt diese Klatschbase auch noch? Vergebung, das Wort fuhr mir so heraus. Es stammt noch aus meiner wilden Zeit, Gnädigste, und Sie dürfen es mir nicht übel deuten.“

Wir standen immer auf Kriegsfuß — schon vor zwanzig Jahren.“

„Sie dagegen hat den Krieg längst vergessen, Herr von Bassewitz, und freut sich, die Bekanntschaft mit Ihnen zu erneuern.“

„Ich werde mir Mühe geben, ihre gute Meinung zu verdienen.“

„Fräulein von Güstrow beschäftigt sich gern und viel mit den Fragen, die wir eben berührten.“

„Aber doch wohl ein wenig ernsthafter, als wir es thun.“

„Ist die Frage nach dem Jenseits nur ein phantastischer Scherz?“

Detlev nahm die Cigarre aus dem Munde und klopfte bedächtig, daß auch nicht ein Stäubchen auf den Teppich fiel, die Asche im Aschbecher ab.

„Das gnädige Fräulein von Güstrow,“ sagte mit vorschnellem Uebermuth Susanne, „glaubt an die spiritistische Offenbarung und die vierte Dimension, über Länge, Breite und Höhe hinaus. Sie wünschte sehnlichst, ein Medium zu sein, aber ich fürchte, dazu ist sie zu alt, die Geister lieben die Jugend.“

„Sie sind sehr aufgeräumt, Susanne!“ verwies

die Gräfin mit einem schärferen Ton der Stimme und einem strengen Blick aus ihren dunklen Augen.

Das junge Mädchen rührte sich nicht aus seiner Stellung, athmete kaum, nur ein dunkelrother Fleck zeigte sich auf ihren Wangen und ihre Lippen schlossen sich trotzig zusammen.

Detlev hatte die Empfindung, daß ihr Unrecht geschehen.

„Verdienen die spiritistischen Gaukeleien nicht unsern Spott?“ jagte er. „Was sind sie anders, wenn sie nicht Taschenspielerkunststücke sind, als Karikaturen des Heiligsten? Offenbarungen aus dem Jenseits, dächt' ich, müßten immer von einem wunderbaren Schauer begleitet sein, sowohl bei Denen, die sie empfangen, wie bei Denen, die sie bringen. Die Geister, die in unsere Welt schauen, müssen gerade so erstaunen und erschrecken wie wir, wenn wir in die ihrige blicken. Das Diesseits und das Jenseits können doch nicht wie zwei Gevatterinnen oder wie zwei Croupiers an demselben Spieltisch mit einander verkehren. Uebrigens, welch' ein Thema für meinen Freund, den Kandidaten Stechow!“

Während seiner Rede hatte die Gräfin ihre Augen

länger und mit einem wärmeren Ausdruck der Theilnahme als bisher auf ihm ruhen lassen, Susanne hatte, ohne ihn anzusehen, in's Leere hinausgestarrt. Auch als er den Namen Stechow nannte, machte sie keine Bewegung, während die Gräfin lebhaft fragte:

„Der Kandidat ist Ihr Freund?“

„Von zwei Stunden. Wir saßen auf der Bank am See eine Weile zusammen, plauderten über Palästina und gingen gemeinsam des Weges heim. Ein gelehrter junger Mann und eifrig in seinem Glauben.“

„Er hat Ihnen gefallen?“

„Sehr, nachdem wir übereingekommen sind, keine gegenseitigen Bekehrungsversuche anzustellen.“

„Sie werden ihn morgen predigen hören, er hat eine schlichte, zum Herzen dringende Beredsamkeit und ist kein Fanatiker.“

„Hoffentlich wird er mit den Jahren auch den Ausflug dazu verlieren.“

„Sein bescheidenes Betragen, seine Zurückhaltung haben mich für ihn eingenommen, ich finde, daß ich ihm eine Art Ersatz schuldig bin; der Graf, der im Anfang seiner Studien seine Entwicklung voll Theil-

nahme verfolgte, hat ihn später zurückgesetzt — nicht aus persönlichen Gründen, sondern aus allgemeinen: das geistliche Wesen war ihm unsympathisch geworden. Aber was sollten die Frauen, was sollte das Volk ohne Religion machen?“

„In diesem besonderen Falle werden sich alle Theile gut stehen, wenn Sie dem Kandidaten dereinst die Pfarrstelle von Ascheburg verleihen.“

Die Gräfin runzelte ein wenig die Stirne, Detlev gab seinem Stuhl eine schnellere Bewegung.

„Bedürfen die Frau Gräfin meiner noch?“ fragte in der eintretenden Stille Susanne von dem Flügel her.

„Nein, Susanne; was haben Sie?“

„Der Kopf schmerzt mich, ich möchte um die Erlaubniß bitten, mich zurückziehen zu dürfen.“

„Gern, liebes Kind. Sie haben zu eifrig gespielt, das hat Sie angegriffen.“

„Gute Nacht, Frau Gräfin!“

„Gute Nacht.“

Mit einer steifen Verneigung gegen die Gräfin, einem leichten Neigen des Kopfes gegen Detlev hin, der von seinem Stuhl aufgestanden war, entfernte sie sich durch die Glasthür. Ueber den Rasenplatz

hin sah sie Detlev schreiten und in dem Schatten der Bäume verschwinden.

Die Gräfin hatte eine Veränderung in dem Ausdruck seines Gesichtes, ein Aufzucken und Aufbligen darin bemerkt und mochte es sich dahin auslegen: welch' ein reizendes Geschöpf ist sie! — denn sie sagte mit Bedeutung:

„Sie ist arm, Herr Baron, und meinem Schutze anvertraut. Für ihr empfindliches Herz ist ihr die Mutter zu früh gestorben und ich muß suchen, deren Stelle zu vertreten.“

Detlev hatte ein zu feines Ohr, um ihre Meinung nicht zu verstehen.

„Sie ist leider nicht schön genug, um große Ansprüche erheben zu können,“ antwortete er und nahm seinen Platz wieder ein. „Aber für eine Mutter, — erlauben Sie mir das Wort, Frau Gräfin —“

„Bin ich zu streng? Weil ich ihr den Ausfall gegen Fräulein von Güstrow verwies? Schickt sich so etwas in ihrer Stellung? Wenn sie ein starkes Talent hätte, wenn sie eine Künstlerin wäre! Sie selbst hätte es nicht sehulicher wünschen können, als ich. Das einzige Kind meiner theuersten Freundin!

Wie würden mich ihre Triumphe erfreut haben! Allein der göttliche Funke ist ihr versagt geblieben. Nun muß sie bei Zeiten sich in die Verhältnisse fügen und Andern gehorchen lernen. Eine Heirath, die ihrem Stande angemessen wäre, brächte ihr am leichtesten und schnellsten Unabhängigkeit, Ruhe und Sicherheit. Auch gegen ihre eigenen Wünsche und Begehrlichkeiten.“ Sie hatte den Arm auf die Lehne ihres Sessels gestützt und legte nun den Kopf darauf. „Was wünschen wir nicht in der Jugend! Weder Untiefen noch Stürme fürchten wir. Selbst der Schiffbruch hat noch seinen Reiz für uns. Sie jedoch soll davor bewahrt bleiben und in den Hafen kommen, ehe sie das Meer kennen gelernt.“

„In den Hafen der Pfarrei?“ fragte Detlev mit einem feinen Lächeln.

Die Gräfin richtete sich aus ihrer nachdenklichen Stellung auf, sie war sichtlich überrascht.

„Mit Ihnen muß man sich in Acht nehmen, Sie hören das Gras wachsen. Warum sollt' ich es leugnen? Ich spiele mit dem Gedanken, aus Susannen und dem Kandidaten ein Paar zu machen. In seiner Güte hat ihr der Graf eine Summe von

einigen tausend Thalern hinterlassen, zu wenig für hochfliegende Wünsche, aber genug, um das Haus eines Pfarrers zu einem behaglichen zu gestalten und ihr zugleich ihrem Gatten gegenüber eine gewisse Selbstständigkeit zu gewähren. In Ihrem Gesicht lese ich die Frage: und du verfügst so gelassen über die Herzen der beiden jungen Menschen? Ja, weil ich ihre Herzen errathen zu haben glaube. Sie meiden einander, sie streiten sich, sie weichen einander aus und suchen sich doch. Bei Lebzeiten des Grafen waren die jungen Männer, die drüben bei dem Verwalter des Gutes den landwirthschaftlichen Betrieb kennen lernen, in jeder Woche im Schlosse, es wurde musiziert, getanzt, ein Gesellschaftsspiel aufgeführt; niemals hat Susanne einem von ihnen gegenüber die Befangenheit, den Widerspruch und das Launenvolle des Betragens gezeigt, wie ich es jetzt an ihr im Verkehr mit Stechow bemerkt habe.“

„Sollte ich mich in dem Charakter dieses Mädchens so gänzlich, so arg getäuscht haben? Sie mit ihrem Schönheitsfinn, ihrer Zierlichkeit, diesen verlangenden Lippen den blonden Neger lieben?“ ging es durch Detlev's Kopf. Was den Kandidaten

betraß, mußte er freilich die Richtigkeit der Beobachtung, welche die Gräfin gemacht, zugestehen: er erzählte ihr in scherzendem Tone die bitteren Worte, welche Lorenz über Susanne geäußert.

„Und warum verließ sie vorhin so eilig das Zimmer?“ entgegnete Therese. „Weil ich von ihm sprach. Sie ist auf der Hut vor sich selbst, in beständiger Angst, sich zu verrathen. Sie werden morgen Zeuge ihrer Begegnung mit Stechow sein. Und hat meine Neigung mein Auge betrogen, fühlen sie sich nicht zu einander hingezogen — Sie trauen mir nicht zu, daß ich dieß Mädchen zu einem verhaßten Ehebunde, auch nur durch sanfte Gewalt, zwingen werde.“

„Niemals; wenn es die Gräfin auch könnte, die Künstlerin könnte es nicht.“

Die Gräfin hatte sich in ihrem Sessel zurückgelehnt, das Lächeln der Befriedigung ließ ihr glattes, regelmäßiges, noch immer schönes Antlitz wie verjüngt erscheinen.

„Und nur einmal haben Sie mich gehört, als Donna Anna? Und in Wien? Welche Tage waren das für mich! Welche Erfolge, welche Kränze!

Alles Glück auf Erden ist in der Jugend und in der Kunst beschlossen.“

„Aber die Liebe war dennoch stärker als die Kunst,“ setzte er beziehungsweise hinzu. Er hatte seinen Schaukelstuhl verlassen und sich auf einen der niedrigen Sessel in ihrer Nähe gesetzt, nur der Tisch, auf dessen persischer Decke die Lampe stand, trennte sie von einander.

„War es die Liebe?“ fragte sie zurück. „Ist die Liebe nicht eine tolle, berückende, verblendende, keinen Zügel und keinen Zwang kennende und duldbende Leidenschaft? Ein wilder Wahnsinn der Sinne und des Herzens? Ich bin eine alte Frau und brauch' Ihnen nichts vorzulügen. Was mich mit dem Grafen verband, was uns eine Reihe still friedlicher Jahre schenkte, war die innigste, die zärtlichste Freundschaft. An einem Wendepunkt meines Lebens bin ich zum ersten Male mit dem Grafen zusammengetroffen. Damals hat er sich mir als Freund und als Mann bewährt. Erst manches Jahr später ist von Heirath zwischen uns gesprochen worden, als er mich in ihm wieder den Mann hatte achten und das Leben lieben gelehrt.“

Hatte diese Frau ihre Augenblicke der Verzweiflung gehabt? Selbstmordsgedanken? Detlev fiel das Messer auf ihrem Schreibtisch ein.

„Also auch Sie haben die Wohlthat der Freundschaft empfunden,“ sagte er. „Ja, wohl ist sie das höchste Gut in unserem Dasein. Eine festhaltende, wahre Freundschaft! Ueber allen Stürmen und Gewittern ist sie der Regenbogen. Sie kennt nicht den Unterschied der Jahre und den Wechsel der Stimmung, sie weiß nichts von Uebersättigung, von plötzlichem Auflodern und noch schnellerem Erkalten. Wohl den Herzen, die sich in Freundschaft zu einander gefunden! Wie müssen Sie überall den theuren Freund vermessen, welche Sehnsucht nach ihm muß Ihre Seele erfüllen!“

In Detlev's Munde hatte diese Sprache etwas Ungewohntes, zu sehr stach sie gegen den kühlen und gelassenen Ton ab, in dem er Alles behandelte, um nicht in Theresens Gemüth den Verdacht des Gemachten und Erkünstelten zu erwecken.

„Sind Sie auch ein Schwärmer oder ein Märtyrer der Freundschaft?“ entgegnete sie.

„Ein Schwärmer. Ich habe nur Gutes von ihr

erfahren. Meine Worte haben Sie überrascht, Sie trauen mir kein empfindsames Herz zu, Gnädigste. Und was die Alltagsvorfälle des Lebens betrifft, mögen Sie Recht haben. Ich bin nicht mehr jung genug und habe zu tief in den Brunnen geblickt, um idealischen Vorstellungen nachzuhängen und ihre Verwirklichung zu träumen. Aber wenn eine Frau, wie Sie, von der Freundschaft spricht, von den Wohlthaten, die sie uns bringt, wie sollte mir da das Herz nicht weit werden! Denn was wäre ich ohne die Freundschaft? Glend verkommen in einem jämmerlichen Hospital zu Veracruz!“

„Und Freunde haben Sie daraus gerettet?“

„Einer — ein Mann, den ich und der mich damals nicht kannte, der nur gehört, daß ein deutscher Landsmann, am Fieber erkrankt unmittelbar nach seiner Landung, im Hospital läge, der sich meiner annahm, mich bei den ersten Zeichen der Besserung aus dem Krankenhause entfernte, mich zu einem französischen Arzt brachte und dann in sein eigenes Haus nach Mexiko schaffen ließ, mit dem ich dann eine innige, trotz des weiten Raumes, der uns trennt, unverbrüchliche Freundschaft geschlossen.

Wie lebhaftig steht er vor mir da, Hubert Lunau!“

„Wer?“ fragte zusammenfahrend die Gräfin und richtete sich mit einem Ruck gerade in ihrem Sessel auf. Detlev achtete in seiner eigenen Bewegung, denn seine Worte machten ihn selber warm, nicht der ihrigen, er merkte nur, daß er mit seiner Schilderung in ihrer Theilnahme stieg, und sie war zu lange Schauspielerin gewesen, um nicht nach dem ersten Eindruck des Unerwarteten schnell wieder die Herrschaft über ihre Mienen und Geberden zu gewinnen. „Wie sagten Sie? Hubert Lunau? Es ist ein so poetischer Name!“

„Aber nicht der Mann. Wenigstens nicht im gewöhnlichen Sinne. Ein Mann in eigenen Schuhen, der sich aus den bescheidensten Anfängen durch eine außerordentliche Thätigkeit und Willenskraft zu einer großen Stellung in der Handelswelt emporgearbeitet. Er stand schon damals, im Jahre 1867, einem der angesehensten Häuser vor, die den Handel zwischen Mexiko und Hamburg vermitteln, später ist er Konsul unseres Reiches geworden. Kalkulire, er wird sich mit einigen Millionen zur Ruhe setzen.“

Therese hatte eine Frage auf den Lippen, eine einzige, die übermächtig ihre Gedanken beschäftigte, und fand doch weder den Muth, noch die passende Form, sie auszusprechen.

„Sie stehen in beständiger Verbindung mit ihm?“ fragte sie dann, in der Hoffnung, daß sie in seinen Aeußerungen eine Antwort auf das, was sie verschwiegen, erhalten würde.

„Beständig? Insofern, daß sie niemals ganz abgerissen ist. Allein Lunau ist ein karger Schreiber. Nach seinem letzten Briefe hatte er die Absicht, von den Geschäften zurückzutreten und nach Europa heimzukehren. Wie weit er in seinem Plan gekommen ist, weiß ich nicht.“

„Und Sie lebten längere Zeit in seinem Hause?“

„Jahrelang. Ich reiste für ihn durch die mexikanischen Staaten, nach Kalifornien, Texas, nach Panama. Halbwegs, als ob es meine Heimat gewesen, kam ich immer wieder in sein prächtiges Haus am See zurück. Mitten in der spanisch-indianischen Fremde deutsche Einrichtungen, deutsche Gewohnheiten zu finden — es gibt uns ein Gefühl unbeschreiblichen Wohlseins. Auch trat kein störendes Element zwischen

aus. Keine reiche Kreolin, keine anspruchsvolle Hamburgerin, Lunau ist ein Hagestolz, wie ich.“

„Ah!“ athmete sie auf. „Und er theilte ohne Zweifel Ihre geringschätzigen Ansichten über die Frauen?“

„Vergebung, ich denke weder schlimm noch spöttisch von den Frauen. Und keineswegs bloß aus Artigkeit Ihnen gegenüber. Wie viel des Guten und Freundlichen, über mein Verdienst, ich von Ihnen erfahren“ — sie wehrte mit der Hand ab. „Wohl, wozu auch davon sprechen, da es unauslöschlich in mein Herz geprägt ist! Aber ich müßte den Frauen Unrecht thun oder Schopenhauer nachsprechen, wenn ich ihnen aus eigener Wissenschaft Uebles nachsagen wollte. Ich bin noch keinem Engel und leider! — denn dieß würde meiner Natur mehr gefallen — auch keinem Dämon in Weibesgestalt begegnet. Es ist mein Verhängniß, das eine solche Bekanntschaft bisher verhindert hat.“

„Oder die Schärfe Ihrer Augen, die Sie Menschen und Dinge auf dem Standpunkt der Alltäglichkeit sehen läßt.“

„Sie nicht, Sie wahrlich nicht!“ sagte er, sich

ein wenig zu ihr hinüberneigend, mit dem Ausdruck der Ueberzeugung, in einer gewissen Festigkeit, als würde er von seinem Gefühl fortgerissen. „An Ihnen ist Alles edel und . . . Es ist recht, lachen Sie mich aus, daß Sie mich auf einer Schmeichelei ertappt haben!“

„Und dabei sind wir ganz von Ihrem Freunde Lunau abgekommen.“

„Und von seinen Ansichten über die Frauen! An Dem hätte ein Beispiel aufgestellt werden sollen, Frau Gräfin, ein schreckliches. Aber es gibt keine rächenden Göttinnen mehr. Er mied, so viel er konnte, die Frauen als ebenso gefährliche, wie treulose und tückische Geschöpfe. Vielleicht eine herbe Erinnerung aus der Jugendzeit, eine Wunde, die nie vernarbt. Er hat nie davon gesprochen und ich nie darnach gefragt. Sagte ich es schon? Es war keine Ader von Sentimentalität in ihm, all' sein Dichten und Trachten klug, trocken, auf den Erwerb gerichtet. Ach, Freund Lunau, hättest du mir doch nicht nur deine guten Rathschläge, sondern auch deine Kühle und Leidenschaftslosigkeit geben können! Das würde aus mir einen großen Mann gemacht haben!“

Wie beschwörend hatte er seine Rechte erhoben und diese Geberde verstärkte noch die halb freiwillige, halb unfreiwillige Komik seiner letzten Worte. Ueber den Tisch hin reichte ihm die Gräfin lachend die Hand.

„Lassen Sie's gut sein, Herr von Bassewitz, Alle können nicht Millionäre sein. Wer Ihre Heiterkeit besitzt, hat auch ein Pfund, mit dem sich wuchern läßt. Wie dank' ich Ihnen, daß Sie mich aufgesucht! Ist der Verlust, den ich erlitten habe, auch in meinem Alter unerseßlich, das Leben will doch weiter gelebt werden, von Tag zu Tag. Und wie schnell und fröhlich haben Sie seit Ihrem Hiersein uns die sonst so träge dahinrinnenden Stunden verfließen lassen! Ich hoffe, Sie legen noch eine Reihe von Tagen der Zeit zu, die Sie ursprünglich dem Schlosse Nischeburg bestimmt hatten.“

„Es werden für mich unvergeßliche Tage sein.“

„Und nun — wollen Sie mir noch mehr erzählen? Ich schlafe spät ein und habe heute zum Lesen keine Lust.“ Ehe er es verhindern konnte, war sie aufgestanden und holte ihm von einem kleinen Tische das Wachlicht, sich eine neue Cigarre anzuzünden.

„Sie verwöhnen mich, Frau Gräfin,“ und er küßte ihr mit einem langen Blicke in ihre Augen die Hand.

Beinahe eine Stunde saßen sie noch zusammen. Sie schien sich ebenso an seinen Schilderungen wie an dem Klange seiner Stimme zu erfreuen. Halb ausgestreckt, den Kopf an die hohe Seitenlehne geschmiegt, lag sie in ihrem Sessel und unterbrach nur mit einem einsylbigen Ausruf oder einer kurzen Frage seine Rede. Detlev hatte einen Ansatze zum Schwärzer; er wußte, daß er gut sprach und eine Fülle von Erzählungen zur Verfügung hatte. Dießmal waren obenein noch seine Eitelkeit und sein Gemüth betheiliget. Seine mexikanischen Abenteuer hatten allmählig auch für ihn einen romantischen Reiz erhalten, er hing, wenn auch nicht mit selbstloser Neigung, doch mit einer dankbaren Erinnerung an Lunau; in den Augen Theresens hob es ihn, je idealischer er die Freundschaft, die ihn mit jenem Manne verband, ausmalte. Dabei hatte er selbst von dem Abwesenden nichts zu fürchten, wie vortheilhaft er ihn darstellte; im Gegentheil, ein Schimmer des Glanzes, den er freigebig über Jenen ausbreitete,

fiel verklärend auf ihn zurück. Als die Gräfin endlich dem Diener schellte, er aufstand und mit einem Handkuffe ihr „Gute Nacht!“ wünschte, den warmen Druck ihrer Rechten fühlte und eine leichte Erregung; die sie nicht bewältigen oder verbergen konnte, an ihr bemerkte, war er überzeugt, sie nicht nur vorzüglich unterhalten, sondern auch einen tieferen Eindruck auf sie hervorgebracht zu haben.

„Ein erster Schritt!“ sagte etwas in ihm, ganz leise und doch vernehmlich. Er war aus dem Salon in den Garten hinausgeschritten. Ihm war heiß, er mochte sein Zimmer noch nicht aufsuchen. Um den Rasenplatz, an den Blumenbeeten ging er hin und her, bis zu den Bäumen, und wandte sich dann wieder dem Schlosse zu. Im oberen Gestock schloß die Rose die Fenster im Schlafgemach der Gräfin und ließ die weißen Vorhänge herab. „Immer noch eine schöne Frau,“ dachte er. „Welch' eine kleine, feste Hand sie hat! Und Augen voll Blut, jedes Mädchen könnte sie darum beneiden — Dummheit, als ob Mädchenaugen so ausschauen könnten! So überlegen, so wissend und so dunkelfeurig zugleich! Ein junger Mensch würde ihr die flammendste Liebes-

erklärung machen dürfen und wahrscheinlich Glauben, wenn auch nicht Erhörung finden. Bei mir würden der klugen Frau allerlei Zweifel kommen. Es ist eine Jagd, Detlev, mühselig, wie auf Auerhähne. Man muß die Gelegenheit abwarten . . .“

So redete die geheime Stimme in ihm weiter. Und was die Hauptsache war: er konnte sich gedulden. Es drängte ihn nichts zu einer voreiligen Entscheidung. Eine Weile mochte er sich das Leben im Schlosse gefallen lassen; er hatte Zeit vollauf und es kostete ihn nichts.

Auf seinem Rundgang war er wieder bis zu dem Buchengang gekommen. Nur dämmernd erhellte ihn der schräg einfallende Schimmer des Mondlichts. Eine feine, schlanke Gestalt wandelte langsam einher. Es ist Susanne, sagte er sich, armes Ding! Er hatte Mitleid mit ihr, er wollte ihr ein paar freundliche Worte sagen und blieb stehen.

„Nuch noch munter und auf den behenden Füßen, Fräulein?“ scherzte er ihr entgegen. „Ich wädhnte Sie längst vom Traumgott entführt.“

„Nach Ihren Gefilden der Seligen? Nein! Die Luft im Salon war so schwül . . .“

„Sie langweilten sich, Fräulein Wildherz! Warum wollen Sie mit mir Versteckens spielen? Der Gegenstand des Gesprächs, der Kandidat . . .“

„Ist mir sehr gleichgültig. Ich beneide ihn nicht um die Gunst der Frau Gräfin, aber ich mag es nicht leiden, daß sein Betragen mir als Muster, dem ich nachzuahmen hätte, vorgehalten wird. Noch dazu in Gegenwart eines Andern.“

„Die Frau Gräfin rechnet mich zum Hause. Und sie meint es so gut, so herzlich mit Ihnen! Jede Frau in ihrem Alter erzieht gern und sehnt sich darnach, Alles um sich her friedlich zu gestalten und Glück zu bereiten.“

Es war nicht hell genug, daß ihre scharfen grauen Augen in seinen Zügen eine Veränderung wahrnehmen konnten, oder das, was ihre Seele in seinem Gesichte suchte, stand überhaupt nicht darin.

„Ich bin zur Erziehung zu alt,“ sagte sie darum mit größerer Gelassenheit, „und mein Glück will ich nur mir selbst verdanken. Mein Verstand gibt der Frau Gräfin durchaus Recht, wenn sie mich zurechtweist und mich zur Demuth gewöhnt. In meiner Stellung, bei meinen Ausichten in die Zukunft ist

die Empfindlichkeit der unverzeihlichste Fehler. Aber was hilft's? Mein Herz schreit doch dawider. Und für dieß mein Herz hatte nur Einer ein Verständniß, ich habe in dem Grafen meinen einzigen Freund verloren!"

„Noch Andere werden sich bemühen, Ihr Herz zu verstehen. Eben erst beginnt der Tag Ihres Lebens und Sie wollen schon klagen!"

„Wenn ich eine Bettlerin wäre! Lumpen als Kleider, aber auch keine Vorurtheile!"

„Und so über die Haide, durch die weite Welt?"  
lachte er.

„Oder vielleicht hinein in die Paläste der Reichen, in Gold und Seide und Sammet!" entgegnete sie, den Kopf aufwerfend, daß der Mondschein einen Augenblick bläulich und silbern auf ihrem Antlitz lag.

„Oho, Fräulein Wildherz!"

Mit einer raschen Bewegung knüpfte sie das schwarze Spitzentuch, das sie um den Kopf gebunden trug, fester unter ihrem Kinn zusammen. Ueber ihre Stirne fiel es wie ein Schatten fast bis zu ihren Augenbrauen herab. „Aber so, Herr Baron, eine Tochter gebildeter Stände, ein Mädchen, das

sein Lehrerinneneramen gut bestanden! Ihre Dienerin, gute Nacht!”

Und flüchtigen Fußes eilte sie an ihm vorüber dem Hause zu und entwand hinter der seitwärts von dem Salon und der Veranda gelegenen Thür. Er hatte keinen Versuch gemacht, sie zurückzuhalten, er folgte nur mit den Blicken der Leichten, im Mondschein gleichsam dahinschwebenden Gestalt, ihr blondes, gelocktes Haar hatte sich unter der Verhüllung des Tuches hervorgedrängt und fiel ihr lang und schimmernd über den Nacken hinab. Für eine zukünftige Pfarrersfrau sicherlich ein höchst merkwürdiges, problematisches Geschöpf! Aber freilich, wenn sie ihr Abenteuer gehabt hat . . . Detlev hatte an sich selbst erfahren, was im Sturm und noch mehr in der grauen Einöde des Daseins von den Wünschen und Idealen der Jugend übrig bleibt.

Hinter den doppelten Vorhängen ihres Schlafgemachs, so daß sich kaum ein schwacher Lichtschimmer von der Lampe auf ihrem Toilettentisch durch die Scheiben der Fenster strehlen konnte, sann die Gräfin ähnlichen Gedanken und Träumen nach. Wie immer, hatte sie auch heute ihr Haar selber gestrahlt, lang-

sam, mit einem besonderen Wohlgefühl. Sie war hinter der verschlossenen Thür vor jeder Störung so sicher, vor jeder Neugierde und Belauschung — und dieser Bassewitz hatte bei all' seiner Liebenswürdigkeit etwas Spähendes in seinen Augen und seinem Wesen — so gut verwahrt, so weich umfloß der Schlafrock ihre Glieder, es ruhte sich so behaglich in dem Lehnstuhl, so eigenthümliche, süß schaurige Empfindungen, Erinnerungen, Klänge aus ihrer ersten Jugendzeit hatten ihr die Erzählungen Detlev's erweckt . . . Diese seltene Stunde tiefster Stille und Einker in sich selbst wollte ausgenutzt sein. Wiederholt ließ sie die Hand mit dem Elfenbeinkamm, wenn er durch das weiche Haar gefahren, müßig in den Schooß sinken und warf beinahe verstoßen einen Blick in den Spiegel.

Fünfundzwanzig Jahre und darüber waren seitdem vergangen. Dem Spiegel konnte sie es gestehen. Aus einem verborgenen Schubfach des Tisches holte sie eine verblaßte Photographie hervor, die sie als achtzehnjähriges Mädchen darstellte, im Bühnenkostüm, als Adalgisa. Damals war ihr Stern im Aufgehen gewesen, im Glanz der Morgen-

frühe. Jetzt war sie eine Gräfin Kantau, aber eine alternde Frau. Wirklich? Sie verglich die lieblichen Züge des Mädchens mit ihrem Antlitz im Spiegel und legte schwer aufathmend das Bild wieder in sein Behältniß. Ach, warum gibt es keine zweite Jugend, die mit der Leidenschaft und dem Wagemuth der ersten die gereifte Erfahrung des Lebens verbindet! Gilt's Wünsche; war das Alter der Liebe und der Leidenschaft nicht ohne Wiederkehr für sie vorbei? Ein Seufzer stieg aus ihrer Brust. Es war doch gut, daß sie den Grafen geheirathet hatte; etwas wie eine Beruhigung und einen Trost schöpfte sie, gegenüber den Zerstörungen der Zeit, den unheilbaren und unvergeßbaren, aus dem Bewußtsein und der Sicherheit ihrer Stellung und ihres Reichthums.

Nicht aus Liebe, aus Achtung vor seinem Charakter, aus Freundschaft hatte sie der Bitte des Grafen nach mancher Zögerung nachgegeben. Eine Krankheit, die sie ihrer Stimme zu berauben drohte, ein plötzlicher Widerwille gegen die Aufregungen, die Triumphe und die Enttäuschungen der Bühne, eine Sehnsucht nach Stille und Zurückgezogenheit waren

zuletzt die bestimmenden Gründe für sie gewesen. War es ihr Glück, war es das feste, ruhige und liebenswürdige Wesen des Grafen, war es die Güte ihrer eigenen Natur — gleichviel, sie hatte nie ihren Entschluß bereut, sich kaum in einer nachdenklichen Stunde auf die Bretter zurückgewünscht, obgleich sie die volle Kraft ihrer Stimme wieder erlangt hatte, keine neue Leidenschaft war in ihrem Herzen erwacht, kein Abenteuer hatte sie aus ihrem umfriedeten Heim gelockt. Da sie sich von der Ehe keine übertriebenen Vorstellungen gemacht, hatte sie mehr Vergnügen und Zufriedenheit darin gefunden, als sie sich versprochen. In den ersten Jahren hatten Reisen, die neuen Verhältnisse und Menschen sie vollauf beschäftigt, später, als die zunehmende Kränklichkeit ihres Gemahls ein längeres Verweilen auf dem Schlosse, eine größere Einsamkeit um sie herbeiführte, hatte die Sorge um ihn, die Wohlthätigkeit gegen Andere ihre Zeit erfüllt und ihr ein ungeahntes Genügen bereitet. Ihrer Phantasie, ihrer Künstlernatur konnte die kühle Verständigkeit und die maßvolle Weisheit des Grafen nicht im Innersten zujagen, sie mußte, wie er einmal bemerkt, etwas zum Schwärmen, zum

romantischen Spiel haben. Unmerklich gewann so das religiöse Gefühl eine starke Gewalt über sie. Nicht, daß sie sich zu irgend einer Lehrmeinung mit lebhafterem Eifer bekannt oder das Dogmengebäude der Kirche bewundert — das Geheimnißvolle des menschlichen Lebens, die Möglichkeit einer übersinnlichen Welt, die Frage nach den Beziehungen und dem Zusammenhange zwischen dem Diesseits und dem Jenseits, zwischen unserer Erde und den übrigen Gestirnen liehen ihrer Einbildung einen reichen, nie zu erschöpfenden Stoff; die Ausübung werththätiger Liebe bot ihrem Thätigkeitsdrange ein ausgedehntes Gebiet. Hülfreich nahm sie sich der Armen und Kranken in den Dorfschaften der Umgegend an, schuf Asyle und Schulen für die Kinder, vereinigte die wohlhabenderen Frauen zu allerlei Vereinen, plante mit dem Pfarrer Stechow Maßregeln und Anstalten zur Ausrottung der Bettelei, des Vagabundenthums, der Trunksucht — religiös-sozialistische Versuche, in denen sie sich zu ihrer Genugthuung mit ihrem Gatten begegnete, wenn nicht in der Wurzel der Gesinnung, doch in der praktischen Bethätigung. Ein leichter himmlischer Firniß, pflegte er zu behaupten, gibt allen solchen

Bestrebungen und Veranstaltungen in den Augen der Frauen den besonderen Glanz und Duft: Thorheit, ihn fortwischen zu wollen; streicht aus dem Urchristenthum die Frauen und ihr hätten nie ein Christenthum gehabt. Oft empfahl er, freilich mit einer gewissen Ironie, dem Kandidaten, ein Buch über die Wittwen und Jungfrauen in den ersten Gemeinden zu schreiben, das würde ihm einen tieferen Einblick in das Wesen des Christenthums verschaffen, als seine Untersuchungen über den rechten Glauben.

Diese Stimmungen und Bestrebungen hatten Schloß und Pfarrhaus beinahe innig mit einander verbunden, als der Eintritt Susannens in das Schloß diesem bisher so lichten Verhältniß einen Schatten beigemischt. Daß ihr die Sorge für Susannens Zukunft, nach dem Tode ihrer Eltern, zufiele, hatte Therese nicht als eine Pflicht betrachtet, sondern als ihr Recht in Anspruch genommen. Zu schweesterlich befreundet war sie mit der Mutter Susannens gewesen, ein unzerreißbares Band gemeinsamer Erinnerungen und Verpflichtungen hatte zwischen ihnen bestanden. Aber sie hatte nicht daran gedacht, Susanne in ihr Haus aufzunehmen: der Graf, der

das lebhaftes Mädchen immer, so oft er es gesehen, mit besonderer Freundlichkeit behandelt, hatte diesen Vorschlag gemacht, als sie mit ihm die Zukunft ihres Schüglings berathen. Er hatte auch, um das empfindliche Ehrgefühl Susannens zu schonen, das sich vielleicht wider Wohlthaten ohne Gegenleistung gesträubt, den Ausweg gefunden, sie als Vorleserin zu sich einzuladen. Nicht ohne ein geheimes Widerstreben, dem sie doch keinen lauten Ausdruck zu geben vermochte, mit einem Mißtrauen und in einer Unruhe, für die sie keinen rechten Namen und keine ausreichende Erklärung wissen wollte, hatte Therese eingewilligt. In tiefer Bewegung, als müsse sie sich seiner von Neuem versichern und ihr Herz vor ihm ausschütten, hatte sie sich in die Arme des Grafen geworfen und unter Thränen gerufen: „Wenn Du in meiner Seele lesen könntest! Du bist besser als ich, viel besser!“ So war Susanne in das Schloß gekommen.

Hatte die Gräfin von ihrer Gegenwart eine Trübung ihrer Ehe befürchtet, so mußte sie sich jetzt gestehen, daß sie niemals einen grundloseren Argwohn gehegt. Susannens Anwesenheit hatte im Gegentheil

beide Gatten, welche die Verschiedenheit ihrer Ansichten zuweilen verstimmte, zuweilen von einander entfernte, wieder gemüthlich und herzlich einander näher gebracht. Sie war gleichsam ein Bindeglied zwischen ihnen, der Ersatz für ein Kind, das ihnen fehlte, ein Akkord, welcher zwei verschiedene Melodien harmonisch verknüpfte. Und wenn die Gräfin, die mit einer gewissen herben Achtksamkeit das junge Mädchen zurechtwies, den Grafen oftmals tadelte, daß er Susanne verzögere und sie in ihrem Stolz und Eigenwillen bestärke, hatte er doch stets die dunkle, aber sichere Empfindung, daß sie ihm trotz alledem für seine Theilnahme und Vorliebe Dank wisse.

Nach einer andern Seite waren indessen Theresens Besorgnisse in Erfüllung gegangen. Mit Susannens Eintritt in das Schloß war der kleine Krieg zwischen ihr und dem Pfarrerssohne ausgebrochen. Sie hatte weder eine große Achtung vor seinem Wissen, noch vor dem geistlichen Rock, den er einst tragen würde. Seine steife Förmlichkeit, sein halb schüchternes, halb geistlich hochmüthiges Benehmen mißfielen ihr und erregten ihre Spottlust.

Schadenfroh verstand sie aus seinen Verlegenheiten und Verstößen ihren Vortheil zu ziehen. Er sah sich ihretwegen von dem Grafen zurückgesetzt und empfand die Kränkungen seiner Eigenliebe um so schmerzlicher, je stärker der Eindruck ihrer Gewandtheit und Anmuth auf ihn war. Theresie hatte die Feindseligkeit der beiden jungen Leute mit Betrübniß beobachtet und einen Ausgleich versucht. An dem Widerstand, den ihr der sonst immer gefügsame Kandidat entgegengesetzt, hatte sie gemerkt, daß nicht der Haß, sondern die Liebe, die sich fürchtete, der letzte Grund dieser scheinbaren Feindschaft war. Ueber Susannens Gefühl war sie weniger im Klaren, aber sie traute der Neigung des jungen Mannes die Kraft zu, auch in dem Herzen des Mädchens die Liebe zu erwecken. Zuletzt nahm sie, was sie wünschte, für Wahrheit an. Ihr unbewußt formte ihre Phantasie die Wirklichkeit nach ihrer Laune um. War es für ein armes Mädchen wie Susanne nicht eine glänzende Versorgung, die Gattin eines Mannes zu werden, dem eine der reichsten Pfarrstellen in der ganzen Landschaft sicher war? Eines Mannes, dessen Gaben und eindringliche Rede ihm, wenn ihn

das Glück begünstigte, eine bedeutsame Zukunft, eine hervorragende Stellung in der Kirche versprochen? Und wenn die Gräfin, wie in dieser Stunde, bis auf den Grund ihres Herzens schaute, war es keineswegs die Betrachtung der günstigen äußeren Verhältnisse, die ihren Wunsch bestimmte. Mit heimlicher Sorge hatte sie in Susannens Wesen einen Drang nach dem Abenteuerlichen, einen Trieb nach Glanz und Genuß sich entwickeln sehen, der sie mit Furcht vor dem Schicksal ihres Schüglings erfüllte. Es war ihr, als hätte sie in jeder Beziehung Rechenschaft für diese Seele abzulegen, als würden alle Irrungen und Unfälle dieses Mädchens ihr zur Schuld gezählt werden. Sie, die sich so viel um das Wohlergehen Anderer, um die Rettung Verunglückter bemühte, hätte mit offenen Augen dieß Kind sich im Tumult der Welt verlieren lassen sollen? Je tiefer sie in ihrer eigenen Jugend in den Abgrund der Leidenschaft hinabgestiegen, je besser sie wußte, wie viel die Welt uns verheißt und wie wenig sie hält, mit desto stärkerem Schauer ahnte sie für Susanne ein unheilvolles Geschick, wenn sie ihr nicht bei Zeiten die Möglichkeit, von der Mittelstraße des

Daseins abzuweichen, entschlossen abschnitt. Ja, hätte das Mädchen noch in einer starken künstlerischen Begabung die Planke in jedem Schiffbruch wie sie selbst besessen! So aber — mehr als einmal hatte sie in ängstlichem Traum auf einem öden Strande gestanden, die Arme ausgebreitet, in der Kehle war ihr der Ruf „Susanne!“ stecken geblieben und die hochgehenden Wogen hatten ihr eine Leiche entgegengeführt . . . Auch jetzt bedeckte sie, wie vor demselben Bilde, die Augen mit der Hand. Nein, das sollte, das durfte nicht geschehen! Susanne, ein Spielball ihrer Leidenschaften, ihres Hanges nach dem Phantastischen — eher würde sie, wäre es nur möglich gewesen, das Mädchen in ein Kloster gebracht haben. Nur zu wohl glaubte sie zu erkennen, wie diese gefährlichen Neigungen sich in Susannen gebildet und entfaltet. Ihre Geburt, ihre erste Erziehung, die Versuche, die sie in verschiedenen Künsten angestellt, der Aufenthalt im Schlosse, die Gewöhnung an ein reiches Leben, ihre Lektüre, ihre Gespräche mit dem Grafen, seine Güte gegen sie, die nie in ihr das Gefühl aufkommen ließ, daß sie doch nur eine bezahlte Dienerin sei — Alles hatte den in ihr liegen-

den, angeerbten Keim des Leichtsinrigen und Beweglichen entwickelt. Was der Graf im letzten Grunde mit Susannen beabsichtigt, wie er sich ihre Zukunft ausgemalt — Therese wußte es nicht, auch nicht, ob der Tod seinen Entschlüssen zuvorgekommen, aber sie hatte sich ihrerseits gehütet, ihm ihre eigenen Pläne mit dem Mädchen einzugestehen. Es schien ihr zweifellos, daß er einer Verbindung Susannens mit Lorenz widersprechen und sie vielleicht durch eine ausdrückliche Erklärung unmöglich machen würde...

Sie aber hatte sich immer ernster in diesen Gedanken versenkt. Vor den Gefahren der Welt und ihres Herzens sicherte diese Heirath, das stille Pfarrhaus Susanne. Sie lernte in der Idylle nicht nur sich selbst bescheiden, sondern auch die einzig wahren Güter des Lebens erkennen und schätzen. Ein weiter Raum des Wirkens war ihrer Thätigkeit, ihren mannigfachen Gaben damit gewährt. Sie besaß jene Leichtigkeit und Weltgewandtheit, die Lorenz fehlte und die doch zum Fortkommen in der Gesellschaft unerläßlich ist. Vielsach würden Beide sich ergänzen und ausgleichen. Die Seltsamkeiten, das Ungewöhnliche und Eigenartige, die an ihr wie an

ihm abstießen oder befremdend auffielen, gaben vereinigt und durch einander gemildert — Therese war davon überzeugt — einen melodischen Klang, diese Ehe mußte, wenn auch erst nach einem Sturme, ein wohl temperirtes Klavier werden.

Und dann, warum sollte sie vor sich selbst eine Maske anlegen und sich scheuen, ihr Inneres im Spiegel zu betrachten? Sie wurde einer schweren, einer ängstigenden Sorge durch diese Verbindung ledig. Schon bei Lebzeiten des Grafen hatte sie ihr manche schlaflose Stunde bereitet. Allein erst nach seinem Tode war ihr die Last fühlbar geworden, welche sie mit der Aufnahme Susannens in ihr Heim und ihr Dasein auf sich geladen: bis dahin hatte sie dieselbe gemeinsam mit ihrem Gatten getragen. Bei der Anhänglichkeit Susannens an ihn, bei der Gewißheit, daß sie sich nicht von ihm trennen würde, war für ihre nächste Zukunft nichts zu befürchten gewesen und zugleich hatte sie im Hauswesen ihre bestimmte Stelle gehabt. Jetzt hingte sich ihre Gegenwart wie ein Gewicht an jede Entschliebung, die Therese treffen mochte. Sie fühlte, wie sich ihr Leben in allen Neußerlichkeiten schon auf das Innigste

mit dem Susannens verknüpft habe, und konnte doch die Ahnung nicht von sich abweisen, daß diese Fäden einmal von ihrer eigenen Hand zerrissen werden müßten. So theuer und unentbehrlich ihr dieß Zusammensein geworden, so sehr beängstigte und erschreckte es sie zuweilen. Mit Lorenz verheirathet, blieb ihr Susanne nahe wie bisher und war ihr zugleich doch so fern, daß sie selbst ihren Weg allein wandeln konnte.

In eine ferne Zeit, zu ihren ersten Erfolgen auf der Bühne, ja noch weiter zurück zu ihren Kindheits Erinnerungen, Jugendfreundschaften und Frühlingstürmen hatte sie Detlev's Erzählung geführt. Wie versunken und vergessen war eine Weile Alles gewesen, was zwischen jenen Tagen und ihrem gegenwärtigen Zustand lag. Sie, die dreiundvierzigjährige Frau, hatte sich wieder als achtzehnjähriges Mädchen, als zweite Sängerin auf dem Hamburger Stadttheater gesehen! Mit derselben Unbändigkeit, derselben Sucht nach Reichthum und Genuß, die sie jetzt an Susannen so hart tadelte! An dem lauterem und heftigeren Schlage ihres Herzens hatte sie die Mächtigkeit jener Erinnerung und das Feuer em-

pfunden, daß ihr noch immer im Blute loderte. Durfte sie noch etwas von der Zukunft hoffen? Was denn? Ein neues Leben? Das Wiedererwachen einer ersten Liebe? Den Johannistrieb der Bäume? Welch' eine Thorheit, Welch' ein Lustschloß! Und doch ertappte sie sich darauf, daß sie ihr Gesicht sorgfamer als seit lange im Spiegel musterte und hier und dort eine Falte glättete. Sie lächelte, als sie in ihrem dunkelbraunen Haar kein graues fand, keinen grauen Schimmer darüber entdeckte: sie hätte über sich selbst erröthen mögen, daß sie die Reste ihrer Schönheit einer solchen Prüfung unterwarf, und that es doch nicht. Gewiß, ihre Jugend war vorüber, aber war er nicht in gleichem Falle? Er! Wie er wohl aussehen mochte! Welche Spuren die Jahre, die Kämpfe des Lebens, die Sonne Mexikos seinen Zügen eingeprägt! Daß sie den Muth nicht gehabt, Detlev zu fragen, ob er nicht eine Photographie seines Freundes besitze! Aber sie konnte ihr Veräumniß nachholen und sich von ihm wenigstens das Aeußere Lunau's schildern lassen. Jetzt, wo ihr alle Ereignisse jener Vergangenheit in einem doppelt verklärenden Lichte erschienen — denn zu der

Beleuchtung der Ferne und der Fremde gefellte sich der Schimmer des Romantischen, der Blick des Unerwarteten — bedünkte es sie, als habe kein Mann sie je so wild und glühend geliebt, wie er. Bis zur Raserei! bis zum Verbrechen! Und sie hatte ihn beleidigt, zurückgestoßen, betrogen. Eine übermächtige, unsinnige Sehnucht erfaßte sie nach ihm. Es ist nur das Plöbliche, was mich erregt, beruhigte sie sich. Diese Geschichten hatten so lange, nicht vergessen, aber doch begraben in ihrem Innern geschlummert — kein Wunder, daß sie zusammenfuhr, als sie so ungeahnt vor ihr heraufbeschworen wurden, nicht als Schatten, sondern als Wirklichkeiten, nicht schemenhaft, sondern leibhaftig. Seit Jahren hatte sie sich nicht mehr gefragt, ob Hubert Lunau noch am Leben wäre. Für sie war er ein Verschollener. Und nun zu vernehmen, daß er lebt, in Rang und Reichthum, daß er zurückkehren wird, die Möglichkeit einer Begegnung, eines Wiedersehens sich aufthut . . . selbst ihre geistige Stärke und Gefaßtheit bebte von dem Schlage nach.

Wie ein Zauber ergriff es sie und willenlos mußte sie folgen. Sie stand auf und schritt aus

ihrem Schlafgemach leise die Treppe nach ihrem Arbeitszimmer hinunter, einen kleinen Leuchter mit der Wachskerze in der Hand. Scheu blickte sie sich um und stand zuweilen still, als ob sie sich fürchte, auf ihrem Gange belauscht zu werden. Halb kam sie sich wie eine Nachtwandlerin, halb wie Eine vor, die auf verbotenen Wegen schleicht. Aber nichts regte sich im Hause. Sie schloß die Thür des Zimmers auf — nun stand sie drinnen, am Schreibtisch. Ihre Augen ruhten auf dem Messer, das am Nachmittage Detlev's Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Sie hatte es in die Hand genommen und drückte, wie unter der Gewalt eines unwiderstehlichen Gefühls, ihre Lippen wild begierig auf seine rostige Klinge.

---

## Drittes Kapitel.

---

Mit gelassenem Anstand hatte Detlev am folgenden Morgen die Predigt des Kandidaten in der kleinen Dorfkirche mit angehört, in den vordersten, dem Patrone und seiner Familie bestimmten Ehrenstühlen sitzend, neben der Gräfin. Unter dem Vorwand, daß ihre Gegenwart im Hause, wegen der Zurüstung der Mittagstafel, unumgänglich sei, hatte sich Susanne dem Kirchbesuch zu entziehen gewußt und die Gräfin war mit keiner Aufforderung in sie gedrungen. Lorenz Stechow hatte, als am achten Sonntage nach Trinitatis, über Matthäus Kapitel 7 Vers 15 gepredigt: „Sehet euch vor vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen, inwendig aber sind sie reißende Wölfe“ — nicht ohne Beredsamkeit, in Beispielen und Wendungen, die seiner dörflichen Gemeinde verständlich und herz-

ergreifend waren und dabei doch für die Gräfin und Detlev eines gewissen poetischen Schimmers und anregender Gedanken nicht ganz entbehrten.

Auf dem Gange unter den Buchen zum Schlosse — wenn es die Witterung irgend erlaubte, pflegte die Gräfin zur Kirche zu gehen — gestand er ihr auf die Frage: wie ihm die Predigt gefallen? dieß freimüthig zu.

„Ja, noch mehr, unser junger Freund scheint mir nicht bestimmt, hier langsam zu verdorren,“ fuhr er fort. „Er gehört zu den jungen Früchten, die schließlich Hof- und Domprediger werden, und bei all' seiner christlichen Demuth weiß er darum. Achten Sie nur auf sein Augenspiel, seine wohlgepflegte Hand und die pathetischen Geberden, die er macht. Auf der Kanzel ist er durchaus nicht linksisch.“

„Sie halten ihn für einen ehrgeizigen Streber?“

„Wollten Sie lieber, daß ich ihn für einen beschränkten Kopf hielte? Noch ist sein Streberthum unter der Gottesbegeisterung und der Gottesgelehrsamkeit versteckt, bald genug . . .“

Aber da waren sie am Portal des Schlosses und eben holte sie die altmodische Kutsche des Fräuleins

Magdalene von Güstrow ein. Nun gab es eine gegenseitige Begrüßung und Umarmung der Damen, ein Gerede über das herrliche Sommerwetter und die schlechten Wege, und dann kam, zu seinem Schreck, Detlev an die Reihe.

„Ich lasse Sie in der besten, in der Gesellschaft einer Jugendfreundin zurück,“ hatte die Gräfin mit schelmischem Lächeln gesagt und sich nach ihren Zimmern begeben, „wie Vieles werden Sie sich nach so langer Abwesenheit zu sagen haben, es wäre Unrecht, wenn ich Sie stören wollte!“

Und so hatte denn Detlev in dem blauen Salon beinahe eine Stunde der unermüdblichen Fragelust und dem inquisitorischen Blick der Baronesse Stand halten müssen. Sogar ohne die Tröstung und Stärkung durch eine Cigarre, denn Fräulein von Güstrow hatte gleich bei dem Eintritt in den Saal ihre Nasenlöcher witternd geöffnet, als würde ihr Geruchssinn noch durch den Rauch vom gestrigen Abend beleidigt.

„Unsere vortreffliche Gräfin,“ bemerkte sie, „gestattet sich zuweilen eine russische Cigarrette, eine Angewohnheit, glaub' ich, aus Turgenjew's Novellen.“

„Ich hatte es mir gedacht,“ lächelte Detlev bei dieser Bemerkung, seines Scharfsinns froh, in sich hinein, „sie haßt die Gräfin.“

Wie hätte es auch anders sein können! Von lange her hatte die mäßig begüterte Magdalene von Güstrow — das Gut ihrer Eltern lag etwa drei Meilen von Ascheburg entfernt, südöstlich nach Plön zu — stille Hoffnungen genährt, einmal Gräfin Rankau zu werden. Als Detlev noch im Jünglingsalter zu seinem Verwandten herübergekommen und hier glückliche Wochen verbracht, war es schon eine alte Liebe und ein altes Leid Magdalenens gewesen. Denn trotz ihrer Freundlichkeit gegen ihn, trotz manchen fecken Versuches, ihn in ihren Schlingen zu fangen oder im Sturm zu erobern, war Graf Anno unempfindlich gegen ihre Reize wie gegen ihre Stachelreden geblieben. Sie galt schon damals, wo sie um zwanzig Jahre jünger war, für die böshafte Zunge in der Umgegend und für einen geborenen Untersuchungsrichter. Da sie weder die Heirath des Grafen mit der Sängerin hatte hindern, noch später durch Nachrede und Geschwätz die Ehe vergiften können, hatte sie sich darein ergeben: Schloß Ascheburg

war ein zu angenehmer Aufenthalt, der Graf und die Gräfin waren zu liebenswürdige Wirthe, zu bereit, durch Dienste und Gefälligkeiten gute Nachbarschaft aufrecht zu erhalten, um dieser Verbindung zu entsagen. Fräulein von Güstrow faßte sich männlich, daß ihr Blüentraum nicht gereift war, und bewahrte weiblich das Rachegefühl verborgen im Busen, in der Hoffnung, daß sie es doch noch einmal an der Verhaßten, mit der sie so freigebig Kuß und Umarmung tauschte, würde auslassen können.

Detlev wurde einer scharfen Prüfung unterworfen, nicht sowohl seiner Lebensführung wegen, als zur Erkundung seiner Meinung über die Gräfin und seines Verhältnisses zu ihr; zu erforschen, warum er gekommen, was er auf dem Schlosse beabsichtige. Aber sie merkte bald, daß aus dem trostköpfigen und überlauten Jüngling, der, weil er nicht zur rechten Zeit zu schweigen und sein Herz zu bändigen verstanden, aller Vermuthung nach, eine große Erbschaft verscherzt hatte, ein verschlagener Mann geworden war. So wenig wie ihre stechenden Blicke brachten ihn ihre Kreuz- und Querfragen aus seiner scheinbaren Offenherzigkeit und Redseligkeit heraus,

er blieb ihr keine Antwort schuldig und verschwieg ihr doch alle seine Gedanken. Ihm fiel dieß Spiel um so leichter, da er nur abzuwehren brauchte und gar kein Verlangen trug, Heimlichkeiten oder Verleumdungen aus ihr herauszuhorchen. Nicht, weil er sie verachtete, sondern in der Ueberzeugung, daß Alles, was sie wußte oder log, seine Pläne, die Gunst der Gräfin zu gewinnen, ihre Leidenschaft zu erwecken, weder aufzuhalten noch zu unterstützen vermöchte. Darum berührte ihn auch eine sonderbare Aeußerung nicht, die ihr gleichsam so obenhin entschlüpfte.

Susanne war gerade in das Gemach getreten, sie zu begrüßen, und hatte sich dann zu dem Gesellschaftsfräulein der Baronesse gewandt, dessen Dasein Detlev erst jetzt bemerkte: so still, auf ihre Häkelarbeit hinabgebeugt, hatte sie bisher in einer entfernten Ecke gesessen. Als Susanne nun durch die ganze Länge des Salons, mit ausgestreckten Händen, auf sie zuschritt, hatte Fräulein von Güstrow ihr in Gold gefaßtes Vorgnon erhoben, ihr nachgesehen und sich dann, zu Detlev wendend, halblaut gesagt:

„Merkwürdig, wie Fräulein Wildherz dem seligen Grafen, natürlich dem jungen Grafen gleicht! Finden Sie nicht auch die Aehnlichkeit heraus, Herr von Bassewitz?“

Detlev hatte nicht eine Spur davon entdeckt, aber freilich, des „jungen Grafen“ entsann er sich nicht, und überdieß wurde ihm jede Antwort und die Weiterführung des Gesprächs mit der Baronesse abgeschnitten: die Gräfin erschien im Salon, die anderen zum Mittagsmahl geladenen Gäste stellten sich nach und nach ein: die Tochter des Gutswalters mit einem jungen Volontär, einem Herrn von Parchim aus dem Mecklenburgischen, eine Gutsbesitzersfamilie, Vater und Mutter, Sohn und Tochter, zuletzt in hoher, steifer weißer Kravate, mit feinen förmlichen und schüchternen Verneigungen und Begrüßungen, Lorenz Stechow. Seinen Vater hielt Kränklichkeit im Pfarrhause zurück. Unter den Lobsprüchen, welche die Gräfin und Detlev seiner Predigt spendeten, erröthete Lorenz über und über, unruhig, wie Hülfe suchend, irrten seine Blicke umher und blieben zuletzt auf Susanne gerichtet, die einen reich mit Blumen gefüllten Korb spielend im schönen

Schwung ihres rechten Armes ein wenig über den Kopf in die Höhe gehoben hatte und wie eine Karpatide auf der Schwelle der Thür nach dem Garten stand: dabei stammelte er einige unverständliche Sätze, die seine Freude und seinen Dank ausdrücken sollten und nur seine Verlegenheit bekundeten. Detlev erbarmte sich seiner Befangenheit, nicht nur aus Mitleid, sondern um sich selbst dieser Gesellschaft, der er unbekannt war, als einen weitgereisten, welt-erfahrenen Mann vorzustellen.

„Hilft Ihnen nichts, Herr Kandidat, Ihre Bescheidenheit,“ sagte er und faßte seine Hand, „müssen es doch hören, daß Ihre Beredsamkeit für mich von der rechten geistlichen Art ist. Einfach, eindringlich, hier und dort nicht ohne grelle Farben. Haben hier auf dem Festland, in den alten Kirchen, auf den geschmückten Kanzeln mit der Sammetdecke über der Brüstung keine Beredsamkeit im apostolischen Styl. Die vernimmt man nur drüben in England, in Londons Straßen, in einer ehemaligen Tanzhalle, wenn ein Feldhauptmann oder die Marschallin der Seligmacher predigt, Blut und Feuer, Schlacht und Sieg, durch alle Laster und alle Hölle . . .

oder noch abenteuerlicher in Amerika, von einem Baumstamm herab, auf einer Lichtung im Urwalde, Methodisten, Shafers, Mormonen — wie sie alle heißen, Gottes oder des Teufels Narren . . . kalkulire, daß dieß die richtige Fanfare ist, die Mauern von Jericho umzustürzen — wollte sagen, unbußfertige Herzen zu zerknirschen und in Reue wie Wachs schmelzen zu lassen.“

Er hatte seinen doppelten Zweck erreicht, sich zum Mittelpunkt der Gesellschaft gemacht und zugleich dem Kandidaten den Mund geöffnet: Lorenz verlor die Hälfte seiner Schüchternheit, sobald es sich um die Erörterung allgemeiner Fragen und wissenschaftlicher Gegenstände handelte.

So verfloß das Mahl in heiterer Weise, in bald fröhlicher, bald anregender Unterhaltung. Die Gräfin war die lebenswürdigste Wirthin, ihre Schönheit hatte heute, wie es Detlev dünkte, noch einen höheren Glanz, einen jugendlicheren Schimmer. Sie überragte eben so weit die anderen Frauen am Tische, wie er die Männer: selbstgefällig spannte er diesen Gedanken, behaglich ein Glas Rautenthaler schlürfend, fort. Wenn er einen Blick mit der Gräfin tauschte,

ihr über die Tafel hinüber zusprach, ihr Glas vollschenkte, was ihr Nachbar, der Gutsbesitzer, ein jovialer, zerstreuter Herr, stets vergaß, sie ihm dankte, ein flüchtiges Lächeln um ihre Lippen spielte, war es ihm, als hätte er über Nacht einen großen Schritt vorwärts in ihrer Gunst gethan. Hatte Gott Amor einen Pfeil auf ihr Herz abgeschossen? Dabei war er gewitzigt genug, auch die Anderen, besonders das Fräulein von Güstrow, im Auge zu behalten, ob sie ihm allzu scharf in die Karten sähen. Aber Niemand schien in seiner Besessenheit gegen die Hausfrau mehr zu gewahren, als die Höflichkeit, die er ihr als Gast und halbwegs als Verwandter schuldete — Eine ausgenommen, an die er nicht dachte: Susanne. That sie doch auch Alles, um sich nicht bemerken zu lassen. Sie saß am untern Ende des Tisches, unter den jungen Leuten. Auf den Arm und die Führung des Kandidaten hatte die Baronesse berechtigten Anspruch, wegen ihres Adels, ihres Alters und ihrer Frömmigkeit, so war die Jugend, offenbar zu ihrem Vergnügen, ohne ihn für sich geblieben. Aber Susanne war der Mahnung der Gräfin eingedenk und hütete Zunge und Mienen. Nur selten warf

sie ein scherzendes Wort in das Gespräch der Anderen und begnügte sich mit der Rolle der aufmerksamen Hörerin. So entging es Detlev, daß ihre Augen fast beständig über ihm wachten. Blicke er selbst einmal zufällig zu ihr hinüber, fand er sie mit ihrer Nachbarin beschäftigt oder sah in ihr kluges, freundliches, aber unbewegliches Gesicht.

Erst später, als die Gräfin die Tafel aufgehoben hatte und vor dem Salon auf der Veranda der Kaffeetisch hergerichtet war, schüttelte Susanne den Zwang, dem sie sich unterworfen, von sich, weniger durch eine bewußte Aeußerung ihres Willens, als durch die unbewußte Regung ihrer Natur. Auf dem Rasenplatz begannen die jungen Männer und Mädchen Croquet zu spielen, und im Eifer und in der Bewegung des Spiels wurde Susanne, ohne daß sie es merkte, wieder sie selbst, ein muthwilliges, reizendes Mädchen. Wie sie sich zum Schlage niederbeugte, wie sie emporschnellte, wie sie die Holzkugel geschickt mit dem Schläger durch die Eisenstäbe trieb, mit welch' silberhellem, unbekümmertem Lachen sie jeden gelungenen Wurf begleitete — Alles an ihr war von einer entzückenden Frische und Mädchen-

haftigkeit. Sie trug noch Halbtrauer, ein grauseidenes Gewand mit Streifen, Puffen und Rosetten von grauem Sammet, das sich ihrer schlanken Gestalt weich und sanft anschmiegte. Ihr blondes Haar glänzte wie mit goldigem Schimmer im Schein der Nachmittagssonne. Die Anmuth ihrer Bewegungen, ihr leichter und doch fester Gang, die Vornehmheit ihrer Haltung ließen die Unregelmäßigkeit ihrer Gesichtszüge vergessen.

„Ein ganz allerliebstes Geschöpf, dieß Fräulein Wildherz!“ sagte der Gutsbesitzer und klatschte in die breiten Hände. „Bravo! Wie geschickt hat sie die feindliche Kugel aus dem Wege gejagt!“

„Ja, eine ganz ungewöhnliche Erscheinung,“ bestätigte die Baronesse, ihr Lorgnon an den Augen, „etwas zigeunerisch, aber doch wie eine Zigeunerkönigin. Ich glaube an die Vererbung des Blutes und der Eigenschaften; auch die leider noch so unvollkommene Kenntniß, die wir von den Bewohnern der unsichtbaren Welt haben, bestätigt diese Vererbungs- und Entwicklungstheorie, eine einzige ungeheure Stufenleiter steigt aus der Tiefe des Meeres in die Unermeßlichkeit der Himmel auf...“

„Und daraus schließen Sie, daß Fräulein Wildherz von einer Zigeunerprinzessin und einem schottischen Lord, aus Walter Scott's Romanen, abstammen muß?“ unterbrach sie Detlev.

„Sie verspotten mich ohne Grund, Herr von Bassewitz; ich mache keinen so lächerlichen Schluß, wir kennen ja Fräulein Wildherz's Herkunft. Aber ich gesteh's, daß ich gern ihren Vater gekannt hätte. Es muß ein merkwürdiger Mann gewesen sein.“

„Merkwürdig?“ sagte darauf die Gräfin. „Doch kaum in Ihrem Sinne, meine liebe Güstrow. Wildherz war ein gebildeter, pflichttreuer Beamter, von verschlossenem Wesen. Susanne hat wenig von ihm geerbt, desto mehr von ihrer Mutter. Wir waren eine Weile auf derselben Bühne beschäftigt, sie verließ dieselbe, als sie heirathete. Insofern haben Sie freilich Recht, ein Tropfen Theaterblut ist in dem Mädchen, wie ich besorge, nicht zu seinem Vortheil.“

„Das Zigeunerische hätten wir also,“ lachte Detlev, „woher nehmen Sie die Prinzessin, Fräulein von Güstrow?“

Hatte die Gräfin ihre Aeußerung nur mit einem

gewissen gepreßten Ton, mehr aus Pflicht, als aus Neigung gethan, da ihr der Gegenstand des Gesprächs mißfiel, so stimmte sie jetzt freier in das Lachen Aller ein, als auch der Gutsnachbar rief:

„Ja, liebe Güstrow, suchen Sie die Prinzessin!“

Doch setzte sie, dem Fräulein die Antwort abschneidend, mit einem bezeichnenden Blick auf die Spielenden rasch hinzu:

„Bitte, lassen Sie es genug sein, Sie verwöhnen mir das Mädchen, zuletzt läuft Alles auf eine Schmeichelei hinaus und sie ist schon ohnedieß voll Eitelkeit.“

Detlev witterte die Unbehaglichkeit, die in der Luft lag, und empfand die Verpflichtung, die Wetterwolke zu zerstreuen, die er mit heraufbeschworen.

„Was seh' ich!“ rief er und zeigte mit ausgestrecktem Finger auf den ahnungslosen Kandidaten und das häkelnde Gesellschaftsfräulein. „Zwei jugendliche Eindringlinge in dem Rath der Alten! Wo wir die tiefsten und empfindlichsten Fragen, Darwin und die Spirits, erörtern — Fragen, an deren Behandlung sich kein Mensch unter dreißig Jahren betheiligen darf! O, Frau Gräfin, befehlen

Sie sogleich den Missethättern, diesen Raum zu verlassen und Croquet zu spielen, Croquet, wie es sich für sie geziemt, Croquet, welches die schlimmsten und gefährlichsten Leidenschaften aufregt und darum bis in seine geheimsten Feinheiten von einem künftigen Seelsorger studirt werden muß, Croquet, das die Vorstufe zum Spiritismus ist, weil es dem Körper die nöthige Geschmeidigkeit und dem Geiste die Fündigkeit für den Umgang mit den Spirits gibt!“

„Sie reden mit einer Begeisterung, als hofften Sie Ihre Verluste am Roulette im Croquet wieder einzubringen,“ spottete giftig Fräulein von Güstrow.

„Vielleicht!“ erwiderte gutmüthig Detlev. Er hatte die Lacher auf seiner Seite, noch mehr, er hatte das Gespräch in eine andere Richtung gelenkt. Dem Fräulein und dem Kandidaten half ihr Sträuben nichts, sie mußten sich den Spielenden anschließen. Auf dem Rasenplatz wurden sie mit einem übermüthigen Gelächter empfangen. Lorenz Stechow machte bei dem Spiel keine glückliche Figur; die Ernsthaftigkeit, mit der er es betrieb, vergrößerte noch seine Ungeschicklichkeit. Seine ungelenkten Glieder hinderten einander, dennoch glaubte sich Detlev nicht

in der Annahme zu irren, daß er ihm mit seiner Dazwischenkunft einen Dienst erwiesen. Zu unausgesetzt, zu verlangend hatten seine Augen nach Suzanne hinübergespäht; zu unruhig war er auf seinem Stuhle hin und her gerückt, als man von ihr gesprochen, und eine fliegende Röthe war über sein Gesicht geflammt. Er war noch kein Meister in der Selbstbeherrschung, ohne daß er es wollte oder ahnte, verrieth sich sein Herz.

Von den Spielen war darüber die Gesellschaft in der Veranda auf Bäder und Sommerfrischen zu sprechen gekommen. Die Gräfin, nach ihren Sommerplänen gefragt, antwortete, daß sie im Ausgang des Monats auf einige Wochen das Seebad in Helgoland zu gebrauchen gedenke, Mitte Oktober wolle sie dann eine Reise nach Italien und Sizilien antreten, noch fühle sie sich nicht stark und gefaßt genug, um einen Herbst und Winter allein in dem Schlosse zuzubringen, jeder Tag würde ihr den Schmerz um den Verlust des Grafen erneuern und ihren Schauer vor der Einsamkeit verdoppeln.

„Sie haben ja Fräulein Wildherz,“ meinte die Frau des Gutsbesizers, die den eigentlichen Sinn

der Worte Theresens nicht verstand, „eine so muntere Gesellschafterin!“

„Doch eben nur eine Gesellschafterin, und mein Herz verlangt mehr. Uebrigens bedarf auch sie der Zerstreuung, die Nachtwachen, die Sorge um den Grafen haben ihre Gesundheit angegriffen, ich werde sie mit mir nehmen.“

Fräulein von Güstrow machte die halb sentimentale, halb gehässige Bemerkung, daß es auch ihr Lebenswunsch gewesen sei, einen Winter in Rom oder Palermo zu verweilen, daß aber die Erfüllung eines solchen Wunsches nur den Reichen und den Glückskindern zu Theil würde, worauf ihr Detlev, der ihr nun einmal das letzte Wort nicht gönnen konnte, vorschlug, mit ihm die italienische Reise anzutreten, er verstehe es, billig zu reisen.

„Auf Anderer Kosten?“ fragte sie.

Ein lautes Kriegsgeschrei erscholl jetzt vom Spielplatz; die beiden Parteien konnten sich über einen Wurf nicht einigen, Detlev wurde zum Schiedsrichter berufen. So behauptete die Baronesse das Feld. Auch das Spiel kam zu keinem friedlichen Ende. Um die erhitzten Gemüther Aller zu be-

ruhigen, forderte die Gräfin zu einem Spaziergang auf.

„Nach dem Mondauge,“ sagte Susanne, ohne die Entscheidung der Herrin abzuwarten. Therese runzelte die Stirn, aber fragte doch:

„Wollen die Herrschaften nach dem Teiche gehen? Wenigstens ist der Weg dahin schattig.“

Die Wanderung ward angetreten, obgleich Fräulein von Güstrow aus der Schwüle des Nachmittags und dem sich zusammenziehenden fahlweißen Gewölk ein Gewitter prophezeite. Sie bestand darauf, daß die jungen Männer Schirme und die Umhänge der Damen für den Nothfall mit sich nähmen. Eine Weile, so lange sie durch den Buchengang schritten, blieb die Gesellschaft noch vereint, dann wurde die Jugend über die Gemächlichkeit und das häufige Stillstehen der Aelteren ungeduldig und eilte mit beflügeltem Fuße voraus. Paarweise, bald in weiterem, bald in kürzerem Abstand, folgten die Anderen. Auch das Gespräch, das bisher noch einen gewissen gemeinsamen Inhalt und Zusammenhang gehabt, löste sich auf.

Fräulein von Güstrow ging auf den Arm des Kandidaten gestützt: sie war bei ihren siebenund-

fünfzig Jahren keine rasche Fußgängerin mehr, um so weniger, weil sie sich steif und gerade trug und einen langsamen Gang für besonders vornehm und würdevoll hielt; heute aber zögerte sie absichtlich, um den Raum, der sie von dem mit der Gutsbesitzerin voranschreitenden Detlev trennte, immer größer werden zu lassen.

„Seien Sie einer alten Frau nicht böse, Herr Stechow,“ sagte sie mit ihrem verbindlichsten Ton, „wenn wir als die Letzten ankommen und Sie so lange mit meiner Gesellschaft statt mit der lustigeren der jungen Fräuleins vorlieb nehmen müssen.“

„Ich gehöre nicht zu den Lustigen,“ entgegnete Lorenz, „nicht zu den Kindern der Welt. Herr von Bassewitz trieb mich gewiß in der besten Absicht zu ihrem Spiel. Ich verstehe, wie sauertöpfisch oder wie hochmüthig ich ihm erscheinen mußte, weil ich mich davon ausgeschlossen. Er begreift nicht, wie man sich nicht, wenn man jung und gesund ist, an einem unschuldigen Spiel betheiligen kann. Aber ich passe nicht für die Geselligkeit, ich bin eine einsiedlerische Natur. So sehr ich mich bemühe, den Anderen zu gleichen, überall stoße ich an und hindere

sie oder diene zum Stichblatt ihrer Spötteleien. Nur Ihre Güte, gnädiges Fräulein, erträgt mich.“

„Sie sind schüchtern und blöde, Herr Stechow, und Blödigkeit überwindet man durch inneren Muth und durch die Gewöhnung an die Gefahr. Dieß Fräulein Wildherz ist doch keine Meduse.“

Lorenz trat unter seinem hohen schwarzen Cylinderhut hervorquellend die Schweißperlen auf die Stirn und mit einiger Anstrengung kamen die Worte über seine Lippen:

„Zwischen mir und dem Fräulein besteht keine Beziehung. Nein, ich fürchte sie nicht. Eher, wenn der Stolz einem unwürdigen Diener Gottes geziemte, könnte ich sie wegen ihrer Theilnahmlosigkeit gegen alles Göttliche und Erhabene bemitleiden. Es ist eine kalte und leere Tiefe in ihr. Ich suche ihren Verkehr nicht, aber ich würde ihn auch nicht vermeiden. Denn sie ist klug und weiß besser als andere Mädchen zu sprechen.“

„Arme Motte,“ dachte Fräulein von Güstrow, „die in ihrer Blindheit sich vor dem Lichte sicher wähnt, das ihr schon die Flügel versengt hat.“

„Sie thun dem Mädchen Unrecht,“ sagte sie,

„indem Sie ihr so hart jede tiefere Empfindung absprechen. Wie sollten bei ihrer Jugend und Eindrucksfähigkeit die Lehren und Grundsätze des Grafen, die philosophischen Bücher, die sie ihm vorlesen mußte, ohne Wirkung auf sie geblieben sein? Der Graf war mir ein sehr werther Freund — Gott wird in seiner Gnade seine Sünden nicht ansehen! — aber in seinen Ansichten war er ein alter Heide, der weder an die Gottheit, noch an die Unsterblichkeit glaubte. Ist es ein Wunder, daß Fräulein Wildherz, die in ihm einen Vater verehrt, etwas wie sein Echo geworden?“

„Einen Vater?“

„Bildlich, lieber Herr Kandidat, natürlich bildlich! Der Graf hat immer einen Zauber auf die Frauen ausgeübt. Nun gar auf ein so junges, kaum flüggeltes Ding. Darum müssen Sie mit ihrer Spottsucht Geduld haben und mit ihrer Weltlichkeit nicht allzu scharf in's Gericht gehen. Wie viele harte und stolze Herzen sind doch noch von der Religion gerührt worden!“

„Nach Gottes Rathschluß. Aber Niemand soll zum Himmelreich gezwungen werden.“

„Ist es nicht Ihr Beruf, ein Seelenretter zu sein? Täuscht mich nicht Alles, so wandelt dieß arme Fräulein in ihrer Arglosigkeit am Rande eines Abgrundes dahin. Ich meine nicht ihre Philosophie, sondern —“ und sie hüstelte vorsichtig.

„Was wissen, was vermuthen Sie?“ fragte Lorenz heftig. „Welche Gefahren könnten das Fräulein bedrohen?“

„Haben Sie keine Augen?“ zischelte sie. „Halten Sie den Herrn von Bassewitz für einen passenden Führer und Gefährten eines jungen Mädchens? Er ist den ganzen Tag über mit ihr zusammen, was wird er ihr vorschwätzen, als seine Tausen und Leichtfertigkeiten und Lügen! Glauben Sie, daß er einer bürgerlichen Gesellschafterin der Gräfin gegenüber seine Worte auf die Goldwage legen und sich ein Gewissen daraus machen wird, ihr Thorheiten in den Kopf zu setzen?“

„O! o!“ stöhnte Lorenz und preßte die gehaltenen Hände in die Augenhöhlen, als wollte er so einem häßlichen Anblick den Eingang in seine Seele verwehren. „Die Unglückliche! Ihr Ohr ist nur zu empfänglich für die Schmeichelei und ihr Herz

nur zu begierig nach der Lust dieser Welt. Aber,“ setzte er aufathmend hinzu, „die Gräfin ist da, um sie zu bewachen. Ich werde mir den Muth fassen und der edlen Frau —“

„Sie werden keine Dummheit begehen,“ unterbrach sie ihn ärgerlich und herrisch. „In welchem Lichte würden Sie vor der Gräfin stehen, als Anschwärzer und Verkläger ihres Gastes. An die rechte Schmiede, Herr Stechow! Ihre Pflicht ist es, die Augen offen zu halten und das Mädchen zu behüten, wenn Sie es lieben.“

„Ich liebe sie nicht,“ und er wehrte mit seiner Hand ab. „Es wäre schrecklich, hätte Gott diese Prüfung über mich verhängt. Wohin würde mich dieses Feuer treiben?“

„Wohin? Zu einem großen Glücke. Wer weiß, was geschehen wäre, wenn Sie schon bei Lebzeiten des Grafen sich um das Mädchen beworben hätten. Der Graf, der das Fräulein liebte und verzog, würde für den Bräutigam großmüthig gesorgt haben.“

Für Lorenz erschloß sich hier plötzlich eine Aussicht, wie er sie nie gehabt, nie geträumt. Er hatte bisher nur in seinen Büchern und Phantasieen

gelebt, nur nach einer Erweiterung seiner Kenntnisse und einer Ausbildung seines Talentcs getrachtet. Als einziger Sohn eines für bescheidene Ansprüche wohlhabenden Vaters um seine Zukunft unbesorgt, empfand er wohl zuweilen einen dunklen Drang nach Vorwärts, in die Weite der Welt, nach einem bedeutenderen Wirkungskreise, allein die Noth fehlte, der Sporn: im Grunde hatte er Alles, was er brauchte und wünschte. Von einem sicheren Hügel aus blickte er auf das Getriebe und den Tumult der Menschen — und auch das noch mehr in der Einbildung als in der Wirklichkeit. Ein enger Horizont begrenzte ihm die Welt, er war aus der Idylle noch nicht herausgekommen. Vielleicht war die tiefste Ursache seiner Abneigung oder seiner Neigung — denn die Reden der Baronesse hatten ihm das eigene Gefühl verwirrt — gegen Susanne darin zu suchen, daß ihre Anwesenheit im Schlosse diesen idyllischen Zustand für ihn auf immer gestört hatte. Betrachtungen, wie sie jetzt in ihm aufstiegen, hatten darum für ihn etwas Blendendes und Betäubendes.

„Mich um das Fräulein bewerben? Sie die

Gattin eines Pfarrers!“ sagte er, Fräulein von Glüstraw blöde anstarrend.

„Es sind schon Gräfinnen Pfarrersfrauen geworden.“

„Aber sie weist mich zurück, sie verhöhnt mich, ihr Sinn ist in die Ferne gerichtet.“

„Ja, mein lieber Herr Stechow, wenn Sie sich nicht die Liebe eines jungen, armen Mädchens zu gewinnen trauen!“ sagte sie achselzuckend. „Jedenfalls beachten Sie unsere Susanne wohl. Schon aus Christenpflicht, als Seelsorger! Sie machen sich dadurch nicht nur um das Mädchen verdient, sondern auch . . .“

„Was denn?“

„Es gibt hier irgend ein Geheimniß,“ raunte sie, gerade vor sich hinblickend, als mäße sie den Raum, der zwischen ihnen und den vor ihnen Gehenden lag, ob er weit genug sei, auch nicht den leisesten Ton hinüberdringen zu lassen, „es ist mir vor Kurzem eine Mittheilung zugegangen, sie kann irthümlich sein . . . allein Sie versprechen mir darüber zu schweigen!“

„Ich gelobe es Ihnen,“ antwortete der Kandidat

feierlich, die lebende Hand auf dem Herzen. Es war ihm, als wäre ein Vorhang zwischen ihm und der Außenwelt gerissen, als hätten die Dinge andere Formen und Farben, die Menschen andere Gesichter angenommen, als die er bis zu diesem Augenblick an ihnen gewahrt.

„Was mich zum Reden bestimmt, ist das Mitleid mit dem Mädchen, die Rücksicht für die gute Gräfin . . . Ich verabscheue nichts so sehr als das öffentliche Gerede, den Lärm, wenn Familiengeheimnisse der Menge preisgegeben werden . . . Es muß Alles unter uns bleiben . . . Sie haben mir unerschütterliches Schweigen versprochen, Herr Stechow . . .“

„Ja, ja!“

„Ueber Susannens Geburt schwebt ein Dunkel, sie soll nicht die Tochter ihres Vaters sein.“

Lorenz hatte seinen Hut abgenommen und trocknete sich die Stirn mit seinem Taschentuche, sein Gesicht glühte so von der Schwüle des Nachmittags wie von der Aufregung und Unruhe, in die ihn dieß Gespräch mit seinen immer seltsameren Enthüllungen versetzte.

„Aber wessen Kind kann sie sein?“ stammelte er.

„Das ist eben das Geheimniß. Suchen Sie es zu ergründen. Vielleicht liegt ein Schatz darunter.“

„Ein Schatz? Müßte sie nicht erschrecken, wenn sie die Wahrheit erführe?“

„Kindskopf!“ sagte das Fräulein und gab ihm einen Schlag auf die Schulter, in der Freiheit, die ihr das Alter und die Welterfahrung gestattete. „Und wenn sie eine Tochter des Grafen wäre?“

Lorenz blieb stehen, der Athem war ihm benommen. Die ganze Vergangenheit von Susannens Eintritt in das Schloß bis zu dieser Stunde stand wie zu einem Bilde vereint, in einer unheimlichen Beleuchtung, vor seinem inneren Auge und mit der wunderbar aus Pein und Lust gemischten Empfindung, die ihm dieser Anblick bereitete, überschlich es ihn wie Beschämung, daß er die Wahrheit der Dinge nicht erkannt und sich von ihrem Schein hatte betrüben lassen. Schon dünkte ihn die Vermuthung der Baronesse Gewißheit. Auf das Natürlichste erklärte sich damit die Vorliebe des Grafen für das Mädchen.

„Und die Gräfin?“ fragte er. „Weiß sie um das Geheimniß?“

„Wissen schwerlich, aber vielleicht ahnt sie irgend eine Beziehung zwischen Susannen und ihrem verstorbenen Gemahl. Wer ergründet überhaupt das Herz dieser Frau? Jedenfalls wird es auch für sie eine Erleichterung sein, volle Klarheit in dieser Hinsicht zu gewinnen. Ist das Mädchen des Grafen Tochter, kann sie es nicht länger in der demüthigenden Stellung als Gesellschafterin behalten; hat er aus Rücksicht für sie sein Kind nicht anerkannt, so ist es ihre Pflicht, sein Versäumniß gut zu machen. Sie verdankt ihm ihre Stellung, Rang und Reichthum — sie hatte ihre Stimme verloren, als er sie heirathete; das Kind ihres Mannes wird auch das ihrige und eine reiche Erbin werden.“

Mit einem Blick des Staunens verweilte Lorenz auf dem gelben, hageren Gesicht seiner Begleiterin. Die Schnelligkeit und Kühnheit ihrer Gedankenverbindungen, Schlüsse und Berechnungen berückte ihn. Was hätte er ihr auch zu entgegenen vermocht? Er bedurfte Zeit, sich diesen Offenbarungen und Plänen gegenüber zurecht zu finden. Allein unter dem heißen Hauch, der ihn daraus antwehte, erwachten die dunklen Regungen des Ehrgeizes, der

Eigenfucht, in diesem verwickelten Handel seine Hand zu haben, in ihm. Welch' ein verlockender Preis gaukelte vor ihm, ein Mädchen, zu dem er von einem übermächtigen Triebe hingezogen wurde, ein großes Vermögen! Sie waren auf dem Haidestreifen angekommen, der den Park des Schlosses von dem Eichenhain trennte. Die Anderen waren schon am jenseitigen Waldsaum und winkten und lachten dem Paare zu, das langsam den sandigen Steg zwischen dem Moos, dem Gestrüpp, dem kurzen Gras und dem blühenden, stark duftenden Haidekraut dahinschritt. Eine trockene, flimmernde Hitze drückte auf die Natur. Ein fahlgelber Wolkendunst umschleierte die Sonne, den nur zuweilen ein stärkerer Lichtstrahl durchbrach. Gigantische, weißgraue Wolkenmassen zogen sich über dem Walde zusammen. Für Lorenz nahmen die Bäume mit ihren seltsam geformten Nesten und Zacken, die Menschen, die unter ihnen warteten, das Braungrün der Haide mit den gelben und röthlichen Blüten darin in dem blassen, wie verschleierten Licht etwas Phantastisches und Unwirkliches an, als wären sie alle in die Unterwelt verschlagen und zu Schatten verdämmert.

Und so sprach er wie aus einem Traum heraus:

„Und Susannens Hand zu ergreifen und sie durch die Irrungen des Lebens zum Born der ewigen Liebe und Wahrheit zu geleiten . . .“

„Eilen Sie, damit Ihnen Herr von Bassewitz das Mädchen nicht vor der Nase wegfängt. Wenn er auch nur die geringste Witterung von dem hätte, was ich Ihnen mitgetheilt, wären all' Ihre Hoffnungen mit einem Schläge vernichtet.“

„Und Sie werden mir die Spur zeigen, auf der ich dem Geheimniß weiter nachforschen kann?“

„Freilich, besuchen Sie mich einmal auf Güstrow.“

Sie waren jetzt in die Gehörweite der Anderen gelangt und konnten ihr Gespräch nicht länger fortsetzen. Außer Detlev fiel Keinem das verstörte und aufgeregte Wesen des Kandidaten auf und auch er schob es harmlos auf die Hitze des Nachmittags und die physische und geistige Last, die ihm seine Begleiterin bereitet.

„Getrost, Herr Stechow,“ lachte er ihn an. „Hier ist Schatten, hier sind Sie unter Freunden. Es war Unrecht von uns, Sie allein mit Fräulein von Güstrow zu lassen. Sie sehen aus wie Einer, der über das Jenseits katechisirt worden ist.“

„Nur in bester Absicht, damit er im Diesseits besser gedeihe,“ antwortete das Fräulein, die in ihrer Zunge etwas wie einen Degen auf Hieb und Stich besaß.

Lorenz wäre zu einer Entgegnung unfähig gewesen, er ließ nur einen schleichenden Blick aus seinen blaßblauen Augen über Detlev hingleiten, einen feindseligen, bösen Blick, über den er selbst erschrocken gewesen sein würde, wenn er ihn gewahrt hätte. In ihm, er merkte es gleichsam äußerlich an dem Säusen in seinen Ohren, dem Flimmern vor seinen Augen, dem Schauer, der ihn bald heiß, bald kalt bei dem Anblick Susannens überlief, vollzog sich eine Wandlung. Aus dem ganz seiner selbstlosen Begeisterung und seinem Gotttraum hingeebenen Jüngling wurde ein beehrlicher Mann.

Die kurze Strecke zum Weiher unter den Eichen legte die Gesellschaft gemeinsam zurück. Susanne und die Verwalterstochter sangen voranschreitend ein Storm'sches Lied. Luft und Licht, das Leben und Weben der Natur schien stillzustehen. Noch geheimnißvoller als sonst breitete sich das schwärzlichgrüne Wasser aus: zwischen dem Teich und dem See am Ausgang

der Waldung sollte es eine unterirdische Verbindung geben. In einem weiten Kreise standen die hochwipfligen Bäume, Eichen mit Buchen untermischt, oben ihre Kronen fast zu einem baldachinartigen Dache zusammenschließend, um den Weiher, hier und dort ragte moosbewachsenes Gestein: die Hand der Menschen hatte der Natur nachgeholfen und der ursprünglichen Wildheit einen leichten Stempel gärtnerischer Kunst aufgedrückt. Heute fehlte freilich der Stelle die Verklärung: das Abendroth oder der Mondglanz. Der Himmel wie Blei, das Wasser reglos und ohne schimmernde Spiegelung, kaum daß die dünnen Spitzen des Schilfs, das rings den Rand des Weihers wie ein dunkelgrüner Kranz einfaßte, sich zuweilen leise bogen.

Indeß, da das Wetter sich hielt, sank auch die Stimmung der Gesellschaft nicht gar zu tief. Vorsorglich hatte die Gräfin einen Diener mit Erfrischungen vorausgesandt, man lagerte sich auf dem Rasen, auf den Steinen, die Jugend lachte und lärmte. Dann war Theresè mit Bitten bestürmt worden, zu singen, und hatte, ihnen nachgebend, mit ihrer klangvoll tiefen Stimme ein und ein anderes Lied gesungen . . .

Detlev und Susanne standen am jenseitigen Ufer des Teiches, zufällig hatten sie sich zusammengefunden. Sie hatte ihr Haar mit einem Gewinde von Schilf geschmückt, daß ihr die Spitzen in die Stirn und lang über den Nacken hingen.

„Fehlt nur noch das Feuchte, um die Najade zu vollenden,“ scherzte Detlev.

„Hoffentlich hat der Himmel ein Einsehen und macht uns Alle naß.“

„Freuen Sie sich, daß Fräulein von Güstrow den gottlosen Wunsch nicht gehört hat.“

„Warum? Ist sie unter dem großen Schirm des Herrn Kandidaten nicht wohl geborgen? An seinem Arm, unter seinem Zuspruch, was können ihr die Wasser des Himmels anhaben?“

„Hegen Sie gar kein Mitleid für den Armen, der sich für uns Alle aufopfert? Er würde auch lieber in Ihrer und Ihrer Freundinnen Gesellschaft sein.“

„Vertwehren wir sie ihm? Er selbst schließt sich von unseren Spielen und Vergnügungen aus und sieht darauf herab, als wären sie seiner unwürdig. Ein schlechter Spielgefährte, der sich etwas Besseres dünkt, als die Anderen.“

„Er ist noch jung, es kommt Alles auf die Erziehung an. Meine, daß Sie keine Mühe haben dürften, ihn an einem Fädchen zu lenken.“

Sie machte eine fast unmerkliche Bewegung mit der Schulter und sah ihn an. Hatten seine Worte einen verborgenen Sinn? Aber das wäre zu lächerlich gewesen.

„Herr Lorenz Stechow hat eine alte Tante im Hause, Herr von Bassowitz, und die gnädige Baronesse von Güstrow. zur Patronin, sollten die für seine Erziehung, wenn es ihm daran mangelt, nicht genügen?“

„Listig wie alle Nixen,“ drohte er mit erhobenem Finger. „Als ob Sie nicht verstünden, daß die Macht, die Sie über den Kandidaten ausüben, das Gegentheil von dem Einfluß alter Tanten ist.“

„Sagen Sie mir die Artigkeiten im Namen des Herrn Stechow?“

„Sie würden mich noch weniger geduldig anhören, wenn ich für mich selbst spräche. Im Ernst, Fräulein Wildherz, sollten Sie, Sie allein nicht die Aufmerksamkeit und Theilnahme des jungen Mannes

für jede Ihrer Bewegungen und Aeußerungen bemerkt haben? Sie allein nicht diesen Schein von Feindseligkeit, den er Ihnen gegenüber aufrecht erhält, durchschauen?"

„Da müssen die Anderen eben schärfere Augen haben. Etwa die Frau Gräfin? Suchen Sie nach feiner Ausflucht, Herr von Bassewitz. Sie sind der Vertraute der Gnädigen.“

„Ich bin es nicht. Vertrauen Sie mir, Fräulein Wildherz, ich bin kein Friedensstörer. Aber ich sehe hier eine Irrung entstehen und möchte bei Zeiten vermitteln.“

„Zwischen mir und der Gräfin?“ unterbrach sie ihn heftig, mit funkelndem Blick. „Ich danke Ihnen, Sie können sich die Mühe sparen.“ Und trotzig wandte sie sich von ihm ab und schritt wieder den Uebrigen zu.

Detlev verwünschte seine Boreiligkeit. Allein was hatte er denn gesagt, um sie so sehr zu reizen? Daß sie nur keine Unbesonnenheit beging und die Gräfin verstimme! Zum Glück mahnte Fräulein von Güstrow zum Aufbruch: es sei die höchste Zeit, wolle man noch trocken nach dem Schlosse zurück-

gelangen, sie habe schon einige Regentropfen verspürt. Ein unheimliches Geseuse in den Wipfeln, die Wolken, die immer dunkler und drohender wurden und nun auch den letzten Goldschimmer der Sonne in fahlem Grau verschlungen hatten, gaben ihren Warnungen den nöthigen Nachdruck. Lorenz machte einen schüchternen Versuch, sich auf dem Heimweg Susannen anzuschließen, doch Detlev kam ihm zuvor.

„Ich habe das ältere Anrecht,“ scherzte er. Und Susanne nahm den Arm, den er ihr anbot.

Sie ließen den Aelteren den Vortritt: er fühlte das Zittern ihres Armes auf dem seinen. Als er sie anblickte, schimmerte es wie Thränenglanz in ihren Augen und an ihren Wimpern.

„Ich bin vielleicht unvorsichtig gewesen, Fräulein Wildherz, aber es lag mir ferne, Sie zu kränken,“ sagte er. „Kann es einem jungen Mädchen wehe thun, wenn man ihm andeutet, daß es der Gegenstand einer — meinetwegen wunderlichen und ihm nicht willkommenen, doch warmen und ehrlichen Zuneigung eines wackeren Mannes ist? Sie sind frei, sind mündig und Herrin Ihrer selbst. Wenn Sie Herrn Stechow nicht lieben . . .“

„Lieben?“ brach sie mit leisem Schrei aus. „Welch' ein Wort! Von mir zu ihm! Ach, es ist zu thöricht, als daß es eine Beleidigung sein könnte. Sie haben Recht, ich geberde mich wie ein kindisches Mädchen, das die Mutter zu fürchten hat. Das also ist die Absicht der Frau Gräfin, sie will mich verheirathen! Mit diesem Heiligen! Schade nur, daß sie sich gänzlich in meinem Geschmack und meinem Sinn verrechnet hat!“

Eine schöne Geschichte, die er da angerichtet! Das tolle Mädchen schien all' die Klugheit, die er ihr zugetraut, verloren zu haben und im Stande zu sein, die Gräfin vor ihren Gästen zur Rede zu stellen! Gleichsam um sie und sich selbst vor einer solchen Unbesonnenheit zu bewahren, zog er ihren Arm fester an seine Brust.

„Sie werden der Gräfin nichts von unserer Unterredung sagen,“ bat er eindringlich. „Ohne Noth würden Sie mich bloßstellen, wie Sie ohne Grund außer sich sind. Der Gräfin fällt es nicht ein, sich von Ihnen trennen zu wollen. Eben noch hat sie uns mitgetheilt, daß sie mit Ihnen den Winter im Süden zuzubringen gedächte. Daß ihr die Möglichkeit

einer Heirath zwischen Ihnen und Herrn Stechow, der gewiß noch einmal als ein großes Kirchenlicht Rang und Ruhm in der Welt haben wird, vorschwebt, verdient weder Ihren Unwillen noch Ihre Hestigkeit. Kalkulire, daß für alle Mädchen fünf Meilen in der Runde unser vortrefflicher Freund ein begehrenswerther Bräutigam sein wird.“

„Mir aber empört der Gedanke daran das Herz,“ sagte sie. „Ich will nicht heirathen, niemals!“ Und sie stampfte, wie zur Befräftigung ihres Wortes, mit dem Fuß auf den Boden. Aber sie war bei alledem ruhiger geworden. „Ich werde vernünftig sein, Herr von Bassowitz, ich verspreche es Ihnen. Die Gräfin kann nicht unzufriedener mit mir sein, als ich es oft selber bin. Kennen Sie das Gefühl, sich allein, mutterseelenallein in der Welt zu wissen? Eine Stimme in sich zu haben, die gern reden möchte und doch nicht reden darf? Wie sollten Sie es! Der Mann darf Alles, er ist nie allein, seine Pläne sind mit ihm, seine Kraft, sein selbstherrlicher Wille. Der Tod des Grafen hat mich zum zweiten Male zur Waise gemacht. Mir ist seitdem kein Unrecht, keine schmerzliche Kränkung in diesem Hause zugefügt, allein die Luft

darin ist für mich schwüler und schwerer zu athmen geworden. Die Gräfin ist ungleich in ihrem Benehmen gegen mich, vielleicht weil ich auf ihr Wesen nicht schmiegsam genug einzugehen vermag, heute beschämt und verwirrt sie mich durch ihre Freundlichkeiten, morgen ist sie von einer Herbheit und Unnahbarkeit, die mir das Herz in der Brust zusammenschürt . . .“

Aus seinen eigenen Erlebnissen entsann sich Detlev eines ähnlichen Verhältnisses . . . zwischen einer noch halbwegs jugendlichen Mutter und ihrer Tochter, die einander auch in einer dunklen Feindschaft nicht sowohl aus dem Gegensatz als vielmehr aus der Gleichheit ihrer Naturen gegenübergestanden . . . und suchte aus seiner Kenntniß heraus nach Beruhigungsgründen. Schweigend hörte ihm Susanne zu; die Theilnahme, die er ihr bewies, that ihr wohl und übte eine besänftigende Wirkung.

„Lassen Sie mich die Hoffnung nicht aufgeben,“ schloß er, „daß sich bald eine Stunde finden wird, in der Sie der Gräfin Alles sagen können, was Sie mir gesagt. Die edle Frau wird das Vertrauen, das Sie ihr entgegenbringen, um so höher schätzen,

je freiwilliger und rückhaltloser es ist. Ich bin nur ein vorübergehender Gast in diesem Hause, weiß nicht, ob ich wiederkommen werde, wohin mich die nächste Welle verschlägt, würde mich freuen, mit der Ueberzeugung scheiden zu können, daß Sie mit der Gräfin versöhnt und einträchtig seien.“

„Sie wünschen es nicht herzlicher, als ich selbst, Herr von Bassowiz. Aber zuweilen ergreift mich eine dumpfe Ahnung, als stünde mir noch etwas Schreckliches und Trauriges hier bevor . . . ein Trauerspiel, vor dem mich nur die eiligste Flucht zu retten vermöchte. Wie gut haben Sie's, daß Sie auf-fliegen können, wenn es Ihnen beliebt.“

„Haben ja die Aussicht, nach Italien zu kommen und so Ihre Wanderlust zu befriedigen. Malen Sie sich diese Bilder aus und vergessen Sie darüber die Verdrießlichkeiten, die Niemand erspart bleiben. Es gibt kein Glück ohne Kosten; glauben Sie mir altem Unstäten, es bezahlt sich Alles im Leben.“

So leicht und sicher ruhte ihr Arm auf dem seinen, so sorglos schritt sie an seiner Seite dahin, obgleich der Sturm immer wilder, das Laub auf-wirbelnd, hinter ihnen und vor ihnen her jagte und

fauste. In den Wolken grollte es wie von fernem Donner. Die Gesellschaft hatte schon den Park erreicht, während sie noch über die Haidebreite gingen. Nun waren die Anderen unter den Buchen entschwinden und es schien, als wären sie allein auf der Haide dem hereinbrechenden Unwetter schutzlos ausgesetzt. Nur bekümmerte es Susanne nicht, im Gegentheil, ein unerklärliches, aber darum um so süßeres Wohlbehagen überschauerte sie. Was konnten ihr Blitz und Regen anhaben? Er würde für sie sorgen und diese Gewißheit nahm ihr nicht nur jede Furcht, sondern beglückte sie und schmeichelte ihr. Sie sagte es sich nicht und ließ es noch weniger ihre Blicke verrathen, aber sie wußte es, daß sie nie einen schöneren und stattlicheren Mann gesehen.

„D!“ sagte sie halblaut aus dieser Empfindung heraus, „für einen Augenblick seligen Glücks, was würd' ich nicht zahlen und gerne zahlen!“

„Kleine Verschwenderin!“ lachte Detlev. „Wüßten wir nur, was Glück ist, und kauften wir nicht so oft mit unserem Herzblut Stakengold ein.“

„Was ist Glück?“ fragte sie zurück und sah ihn und zärtlich zu ihm auf.

Detlev hatte die Frauen, wie er cynisch sagte, „ausgekostet“. Er würde ein Liebesabenteuer mit einem jungen Mädchen nicht aufgesucht, aber sich auch kein Gewissen daraus gemacht haben, es zu genießen, wenn es ihm dargeboten worden wäre. Hier indeß rieth ihm Alles ab, seine Stellung im Hause, seine Verpflichtung gegen die Gräfin, seine Zukunftspläne, seine Klugheit, die aufkeimende Neigung Susannens auch nur im geringsten zu befördern. Jede Liebelei mit der Gesellschafterin durchkreuzte seine Absichten auf die Herrin. Und ein armes Mädchen als Gattin mit sich durch's Leben zu schleppen — nicht einmal im verwirrendsten Liebesrausch würde es ihm in den Sinn gekommen sein, ihm war die Ehe die unleidlichste Fessel, die je für die Freiheit des Mannes erfunden worden, und nur an eine goldene würde er sich haben schmieden lassen. Susanne aber erregte weder seine Sinne noch seine Phantasie; ihr Wiß gefiel ihm, der Glanz des Geistes auf ihrem Gesicht zog seinen Geist an, ihre an sich so einfache und durch ihre Eigenart doch so zweideutige Lage flößte ihm eine gewisse Theilnahme ein. „Leicht möglich,“ dachte er, als jetzt ihr Blick ihn traf, „daß

unter anderen Umständen ein Feuer daraus entstehen könnte, ein Flackerfeuer für die acht Tage eines Landaufenthalts, hier jedoch — aufgepaßt, Detlev, und das Ziel im Auge behalten!“ rief er sich in seinem Innern zur Ordnung.

Ein näher heranrollender, stärkerer Donner begünstigte seinen Entschluß, er war auch für Susanne etwas wie das jähe Aufschrecken aus einem Traum.

„Was ist Glück?“ scherzte er. „Zu dieser Frist, daß wir trocken in's Haus kommen. Vorwärts, Fräulein Wildherz!“ Und bei dem raschen Gange in dem wild brausenden Sturm, unter dem Geräusch und Gestöhn der Bäume erstarb ihnen jede fernere Unterhaltung. Gerade, als der erste Blitz die dicke, tief niederhängende Wolkenmasse zerriß und der Regen, der sich bisher nur in einzelnen schweren Tropfen angekündigt, in einem prasselnden Guß niederstürzte, gelangten sie in den Schutz der Veranda. Schon waren alle Fenster des Hauses geschlossen, die Gesellschaft im Salon versammelt: Lorenz allein, den Hut in der Hand, mit verschobener Kravate, roth im Gesicht, die Lippen zusammengepreßt, stand noch in der Veranda: er schien sie

erwartet zu haben. Wortlos ging Susanne, ohne ihn eines Blickes zu würdigen, an ihm vorüber; Detlev aber ergriff seinen Arm und zog ihn mit sich hinein.

„Alle Achtung vor der Großartigkeit eines Gewitters, einen sechswöchentlichen Schnupfen ist es jedoch nicht werth, Herr Kandidat! Bewundern wir es vom sichern Post.“

## Viertes Kapitel.

---

Eine geraume Weile tobte das Unwetter mit feltener Gewalt. Das schreckhafte Fräulein von Güstrow, dessen Augen obenein durch den grellen Blitzschein empfindlich berührt wurden, behauptete wiederholt, daß es in nächster Nähe eingeschlagen haben müsse, wenn der Donner nach ihr das alte Schloß in seinen Grundfesten erzittern ließ. Natürlich konnte sich Detlev die günstige Gelegenheit nicht entgehen lassen, sie mit ihrer Furcht zu necken und zugleich von größeren Schrecken, Meerstürmen und Präriebränden zu erzählen, die er erlebt.

Von der Schilderung der Naturerscheinungen wandte sich das Gespräch, indem sich allmählig auch die Anderen daran betheiligten, der Erörterung der Einflüsse zu, die sie auf die Phantasie ausübten, welch' tiefe und mächtige Wurzel aller religiösen

Anschauungen in diesen Eindrücken läge. Widerwillig mußte der Kandidat, dessen Schüchternheit sich im Laufe der Unterhaltung in eine Igereizte Streitlust verwandelt hatte, dieß Detlev nicht nur für die barbarischen Zustände der wilden Völkerschaften, sondern auch für die Weltauffassung der Gebildeten zugestehen.

„Je weiter der Mensch die Grenzen seiner Erkenntniß der Natur ausdehnt, um so mehr engt er das Gebiet des Glaubens ein,“ behauptete Detlev zuletzt. „Das Wesen jeglicher Religion ist das Geheimniß.“

„Und wenn dieß der Fall ist, so hat die Allmacht dem Hochmuth und der Unerfättlichkeit unseres Geistes gerade deßhalb eine unüberwindliche Schranke gesetzt,“ erwiederte Lorenz erregt, „nie werden wir den Quell des Lebens entdecken, nie die Stufenleiter der Geschöpfe absehen, die sich aus der Tiefe des Abgrunds in die Erhabenheit der Himmel baut, ihr Anfang wie ihr Ende sind nur der Gottheit bekannt, was wir erblicken, ist Stückwerk.“

„Freilich werden wir nicht an das Ende aller Dinge mit unseren Forschungen gelangen,“ antwortete Detlev. „Wir nicht, und unsere Enkel — ich wünsche, daß Ihnen die Ihren zum siebenzigsten Geburtstag

als ehrwürdigem Pfarrer von Grünau gratuliren — auch nicht. Welch' gefährliches und beklagenswerthes Geschöpf würde der Mensch sein, wenn er die Wahrheit in der Hand hätte! Wie wir beschaffen sind, werden wir ewig Dämmerungsgeschöpfe sein."

"Ja, und in viel größerem Maße, als Sie sich einbilden, Herr von Bassewitz," nahm das Fräulein von Güstrow das Wort. "Die Herren Gelehrten glauben viele Dinge zu wissen, indem sie alle Erfahrungen, die nicht mit ihren Untersuchungen und angeblichen Weltgesetzen in Uebereinstimmung zu bringen sind, als Thorheiten, Gaukeleien oder Sinnes-täuschungen abweisen. Ist nicht unserer Zeit eine neue Offenbarung geworden? Hat sich nicht Tausenden unter uns die unsichtbare Welt in einer Weise enthüllt, daß nicht mehr an ihrer Wirklichkeit, an der Fortdauer der Seelen, an der ununterbrochenen Beziehung zu zweifeln ist, in der sie mit der Sichtbarkeit stehen?"

"Täuscht mich mein Gefühl nicht," lachte Detlev, "so wollen Sie uns die Zeit durch eine Gespenstergeschichte oder eine Mittheilung aus dem Jenseits der Spiritisten verkürzen, Fräulein von Güstrow."

Niemand würden Sie dadurch ein reineres Vergnügen bereiten, als Ihrem ergebenen Diener.“

„Erwarten Sie, daß ich mich freiwillig zur Zielscheibe Ihres Spottes hergeben soll?“

„Nein, Fräulein von Güstrow,“ sagte die Gräfin zwischen Scherz und Ernst, „wenn Sie uns etwas erzählen wollen, wird Herr von Bassewitz geloben, sich jeder Kritik zu enthalten. Solche Mittheilungen sind mir immer wie Gemüthsöffenbarungen des Erzählers erschienen, die sich jeder Kritik entziehen. Was weiß ein Anderer von den Vorgängen meiner Seele? Kann mir nicht wahr und unumstößlich sein, was ihm fremd und unglaublich dünkt?“

Detlev hob die Rechte in die Höhe.

„Ich gelobe feierliches Schweigen. Doch irren die verehrten Damen, wenn sie mir eine unversöhnliche Feindschaft gegen Gespenster und Spirits zuschreiben. Ich bin ihnen nur darum abgeneigt, weil sie sich bisher noch immer mit hartnäckiger Unfreundlichkeit meiner Bekanntschaft entzogen haben; ich hätte ein brennendes Verlangen, einmal mit ihnen zu reden. Wenn auch nur, um von ihnen die Reiseroute durch das Jenseits zu erfahren.“

„Darüber hab' ich sie leider nicht gefragt,“ entgegnete spitz das Fräulein. „Auch fürcht' ich sehr, meine theuerste Gräfin, daß alle meine Erfahrungen aus der unsichtbaren Welt weit hinter Ihren Erwartungen zurückbleiben dürften. Wer bin ich, um wirklicher Offenbarungen gewürdigt zu werden? Kann ich Geister rufen? So wenig wie Herr von Bassewitz. Wohl strecken sich die Fühlfäden meiner Seele sehnsüchtig in die Unendlichkeit aus, aber sie haben nicht die Kraft, das Unsichtbare anzuziehen.“

„Mit solchen Ausflüchten, mein verehrtes Fräulein von Güstrow,“ mischte sich da der Gutsbesitzer ein, „entkommen Sie uns nicht. Sie haben nun einmal unsere Neugierde geweckt und müssen schon mit Ihren Geheimnissen herausrücken. Es ist die rechte schaurige Stunde zum Erzählen von Gespenstergeschichten, Dunkelheit draußen, der klatschende Regen und das abziehende Gewitter und wir selber in der empfänglichsten Stimmung . . . Sie können sich keine bessere Zuhörerschaft wünschen.“

Ganz Unrecht hatte er nicht. Die Schwüle im Saal, da man wegen des Aufregens Fenster und Thür nach dem Garten noch geschlossen halten mußte,

das Halbdunkel — um die Hitze nicht zu vermehren, war nur eine Ampel angezündet worden — verbanden sich geheimnißvoll mit der Gemüths-erregung, die das lebhaft geführte Gespräch bei Diesen im stärkeren, bei Jenen in schwächerem Wiederklang geweckt hatte: Alle standen unter dem Einfluß dieser verschiedenen und doch auf eine gemeinsame Wirkung hinarbeitenden Ursachen. Der psychologische Moment ist da, wo die Geister erscheinen können: Detlev hatte es schon auf der Zunge, allein im Anblick der Gräfin, deren Augen voll Spannung an dem Munde des Fräuleins hingen, verschluckte er seine Worte.

„Wenn ich meine Geschichte beendigt haben werde,“ sagte Fräulein von Güstrow und richtete sich dabei zum Erzählen in ihrem Lehnstuhl zurecht und strich mit ihrer langen, knöchernen, wachsgelben Hand die Falten ihres schwarzseidenen Kleides glatt, „werden Sie sagen, daß sie sich nicht der Mittheilung verlohnte. Aber Sie haben es gewollt; nur für mich ist sie ein Beweis mehr, daß der Zusammenhang zwischen dem Diesseits und dem Jenseits nicht unterbrochen ist und daß keine Wissenschaft das Geheimniß unseres Lebens in Gott zu lösen vermag.“

Die Stimme des Fräuleins hatte keinen unangenehmen Klang, es war nichts Lautes und Vordringliches darin, ein leiser, singender Anfaß und Ausklang gab ihren Sätzen eine Art von Rhythmus. Ihre Erscheinung machte mit den grauen, wohlgepflegten Locken, die das strenge und scharfgeschnittene Gesicht umrahmten, einen würdigen und vornehmen Eindruck. Nur Susanne, welche die erwartungsvolle Unruhe der Anderen nicht theilte und sich über alle Offenbarungen aus dem Jenseits in ihrer Zweifelsucht erhaben fühlte, verglich sie mit einer alten Französin, die ihr vor Jahren französischen Unterricht gegeben . . . „Nun wird sie uns gleich den Traum der Athalia vordekklamiren,“ dachte sie und kicherte spöttisch in sich hinein.

„Im Sommer des vergangenen Jahres,“ fing das Fräulein von Güstrow an, „hatte ich in Wildbad die Bekanntschaft einer Dame aus Bremen gemacht: der Name thut nichts zur Sache. Ihr Mann war seit drei oder vier Jahren — ich weiß es nicht mehr genau — nach längeren Leiden gestorben: ein angesehenener Senator, der bei seinen Mitbürgern hoch in Ehren gestanden. Die Frau gefiel mir, wie ich

ihr; wie die Spötter, fühlen sich auch die tiefer Empfindenden zu einander hingezogen. Auch heute noch gibt es eine Gemeinschaft der Heiligen. Die Frau lebte trotz ihres Reichthums still für sich mit ihrer Tochter, einem sanften, schwermüthigen Mädchen von schwächlicher Gesundheit; sie war achtzehn Jahre alt. Die Bescheidenheit und der sinnige Ernst Charlottens, so will ich sie nennen, stach in meinen Augen sehr zu ihrem Vortheil von dem Lärm, der Gefallsucht und der Reckheit im Auftreten und in der Rede ab, worin sich unsere modernen jungen Damen gegenseitig überbieten. Auch war es die Tochter, die meine Bekanntschaft mit der Mutter vermittelte. Die Verhältnisse der beiden Frauen waren die glücklichsten, nicht bloß dem Anschein nach: eine vollkommene Unabhängigkeit, ein gesichertes Vermögen, ein tadelloser Ruf, nichts von irdischen Glücksgütern fehlte ihnen und doch nagte an Beiden ein geheimer, mir unerklärlicher Kummer. Daß die Frau in unfriedlicher Ehe gelebt, trotzdem es eine Liebesheirath gewesen, die sie mit ihrem Manne geschlossen, erfuhr ich bald aus ihrem eigenen Geständnisse, auch daß der Tod ihres ältesten Kindes, eines Knaben —

in hoffnungsvoller Jugend war er beim Schlittschuh-  
lauf unter brechendes Eis gerathen und ertrunken —  
einen Trauerflor über ihr Leben gebreitet habe, aber  
diese Dinge gehörten doch der Vergangenheit an, es  
war Gras darüber gewachsen, nach menschlichem Er-  
messen hätte sie sich der behaglichen Gegenwart  
freuen und ihr Dasein der Entwicklung und der  
Zukunft ihrer Tochter widmen sollen. Auch mir,  
die ich in meinem Christenthum des Glaubens bin,  
daß wir all' unser Glück und Unglück demüthig als  
Prüfungen und Schickungen Gottes hinnehmen müssen,  
ohne heidnisch darüber zu jubeln oder heidnisch zu  
verzweifeln, erschien ihre Trauer und Melancholie  
sträflich und gefährlich für ihr seelisches Heil. Aber  
zunächst, halb fremd, wie ich ihnen noch war, hatte  
ich nicht das Recht, ihr Vertrauen zu fordern oder  
ihnen meine Ansichten von der Vergänglichkeit und  
Gleichgültigkeit alles Irdischen, das nicht mehr ist  
als das Gras und die Blumen des Feldes, aufzu-  
drängen, ich konnte nichts als sie der Gnade Gottes  
empfehlen und, wenn die Gelegenheit sich bot, sie  
auf den Trost hinweisen, der in seinen Verheißungen  
liegt. Doch hatten wir uns in dem vierwöchentlichen

Zusammensein so weit genähert, daß sie mich beim Abschied einluden, während des Winters eine Weile bei ihnen in Bremen zu wohnen, und da die Senatorin gegen Weihnachten ihre Einladung in dem höflichsten und liebenswürdigsten Briefe erneuerte, so entschloß ich mich dazu, so schwerfällig ich in meinem Alter zum Reisen geworden bin.“

„Ah!“ athmete der Gutsbesitzer tief auf, am liebsten hätte er gesagt: „Aufgepaßt, nun kommt's.“ Auch theilten die Anderen seine Empfindung, rückten leise mit ihren Stühlen, setzten sich aufrecht und blickten mit gesteigerter Theilnahme auf die Erzählerin. Die Gräfin hatte, wie sie gewöhnlich zu thun pflegte, wenn sie etwas innerlich beschäftigte und in Mitleidenschaft zog, die Augen geschlossen; Susanne zählte in stummer Ungeduld die einzelnen Strähnen der seidenen Büscheln an der Lehne ihres Sessels . . . Detlev dagegen fühlte, ohne daß er hätte sagen können, woher und warum, eine geheime Spannung, wie sich diese Geschichte entwickeln würde, als ob er durch irgend ein Band mit ihr verknüpft sei — ein Band, von dem er doch nichts wußte. Oder war es nur das Vergnügen, eine

spannende Geschichte zu erfahren, die er selber einmal in seiner Weise vortragen könnte?

„Kurz vor Weihnachten traf ich in Bremen bei ihnen ein,“ fuhr das Fräulein fort, „ich sollte, so hatten sie mich gebeten, das Fest mit ihnen verleben. Mir war es, als hätte ich einen Auftrag, eine Sendung zu erfüllen: ich war in seltsam bewegter Stimmung. Die Senatorin bewohnte mit ihrer Tochter ein alterthümliches Haus gegenüber dem Dom: viel zu weitläufig und beinahe unbehaglich für die beiden alleinstehenden Frauen, die nur selten eine größere Gesellschaft bei sich in den mit altmodischer, gediegener Pracht ausgestatteten Festräumen sahen. Allein die Senatorin vermochte sich nicht davon zu trennen, das Haus war seit ihrem Urgroßvater im Besitz der Familie; hier hatte sie als Kind gespielt, hier ihren Mann kennen und lieben gelernt, Glück und Unglück mit ihm ertragen, hier waren ihre Kinder geboren worden. Tausend Fäden, die sie unzerreißbar dünkten, verknüpften sie mit diesem Besizthum; es aufgeben, hätte für sie etwas wie die Zerreißung ihres Herzens bedeutet. So behielt sie es denn, welche Unzuträglichkeiten

und Sorgen der Besitz auch für sie mit sich führte.“

„Es war also ein richtiges Spukhaus,“ konnte sich der Gutsbesitzer nicht enthalten dazwischen zu reden, „und irgendwo ein vermauertes Skelet darin,“ dabei machte er eine überlegen verschmizte Miene, als wolle er damit seine Kennerchaft in dergleichen Dingen darthun.

Fräulein von Güstrow strafte die Unterbrechung mit einem mehr verächtlichen als zornigen Blick.

„Geispenster mit rasselnden Ketten störten die Bewohner nicht,“ sagte sie mit schärferer Betonung, „allein ein Geist ging allerdings darin um, ein Geist der Unruhe und der Furcht. Mutter und Tochter lebten in einer beständigen Sorge vor einer schrecklichen Entdeckung, vor einem furchtbaren Ereigniß, und ihre Bemühungen, sich gegenseitig ihre Angst und Klümmernisse zu verbergen, vermehrten nur die Unruhe und Schwermuth ihrer Seelen. Selten gab es einen frohen Tag im Hause, denn obgleich in Wirklichkeit nicht das Geringste geschah, was ihren Frieden hätte stören können, hatten Beide doch aus der Verdüsterung ihres Gemüthes heraus die un-

glückliche Gabe, aus jedem kleinsten Ereigniß, einem Briefe, der nicht zur rechten Zeit eintraf, einem Besuche, der sie mit Fragen nach Diesem und Jenem belästigte, einem verlegten Schlüssel, einem zerbrochenen Glase, immer neue Gründe zu ihrer Beunruhigung zu ziehen. Ueberall wollten sie Anzeichen eines drohenden Unglücks erkennen und waren erfinderisch in allen Formen der Selbstquälerei. So bebten sie in der Furcht vor einer Heimsuchung Gottes wie Espenlaub, ohne Ahnung seiner Liebe, ohne Vertrauen in seine Barmherzigkeit.

„Aber woher kam ihnen im Ueberflusse des Glücks, bei ihrer frommen Gesinnung, diese so unverständliche Melancholie, diese Verzweiflung an der Welt, diese Verödung ihres Daseins? Durch Vererbung, würde Herr von Bassowitz gesagt haben. In der Stadt hieß es, die — wie gesagt, der Name ist gleichgültig — wären immer Kopfhänger und absonderliche Leute gewesen, da sei nichts zu verwundern oder zu ändern. Das mochte auch der Grund sein, daß Fräulein Charlotte trotz ihres großen Vermögens und ihres stillen und bescheidenen Wesens so gut wie keine Verehrer und Bewerber besaß. Hatte doch ihre Mutter, wie ich bald

erfuhr, ebenfalls einen Fremden geheirathet, der erst nach der Heirath nach Bremen übergesiedelt war und das Bürgerrecht erworben. Ohne Ruhmredigkeit darf ich davon sprechen, daß meine Anwesenheit den beiden Frauen wohlthat, wir verlebten ein fröhliches Weihnachtsfest. In der dritten Nacht nach dem Feste vermochte ich nicht einzuschlafen und saß halb aufgerichtet im Bett, schwankend, ob ich Licht anzünden und aufstehen solle, um dadurch mein Herzklopfen zu beruhigen. Es war nichts geschehen oder beredet worden, daß mein Gemüth auf Ungewöhnliches hätte sinnen können. Da traf mein Ohr ein seltsames Geräusch, als taste sich Jemand, der in Socken, ohne Schuhe, ginge, längs der Wand und der Thüren durch den langen Korridor, vor meinem Zimmer hin. Das Seltsame des Vorgangs bestand nur darin, daß meines Wissens Niemand in den Stuben, die auf den Korridor mündeten, wohnte. Denn das Mädchen, das zu meiner besonderen Aufwartung von der Senatorin bestimmt war, hörte ich neben meinem Gemach in der Kammer ruhig athmend schlafen. Außer diesem Tasten einer Hand und dem Schlurfen eines Fußes vernahm ich nichts: natürlich

hatte ich mich völlig aufgerichtet, ängstlich hinaus-  
horchend. Es konnte Jemand von den zahlreichen  
Dienstleuten des Hauses sein, der etwas hier oben  
zu thun hatte. Aber Mitternacht war vorüber und  
mit dem Glockenschlag der elften Stunde pflegte für  
dieß Haus unweigerlich die Nachtruhe einzutreten.  
Was mich aus dem Bette trieb, war der Gedanke,  
daß ich möglicherweise die Thür meiner Stube  
nicht verschlossen hätte. Und in der That — ich  
hatte es zu thun vergessen. Darüber war draußen  
Alles still geworden, nichts regte sich, zuweilen be-  
wegten sich in dem Rauschen des Nachtwindes die  
schweren Wettervorhänge vor dem Fenster, zuweilen  
knisterte und stöhnte es in dem alten Holzgetäfel  
oder klorren von einer Bewegung, die ich selber  
machte, die Gläser und die Wasserflasche auf dem  
Nachtisch. Ich hatte die Lampe angezündet, einen  
Schlafrock übergeworfen — was konnte mir ge-  
schehen? stand ich nicht in Gottes Hand? — und  
öffnete die Thür meines Zimmers. Der Lichtschimmer  
der Lampe fiel dämmernd in den Korridor. Auf  
jeder Seite lagen sich vier Thüren gegenüber; an  
dem einen Ende erhellte bei Tag ein großes, nach

dem Hofe gehendes Fenster den Gang, unweit von meiner Stubenthür stieg die Treppe in das untere Gestock hinab und in die Bodenräume hinauf, wer aus dem Korridor und seinen Zimmern hinunter wollte, mußte an meiner Thür vorbei. War es eine Eingebung Gottes, war es ein unbestimmtes, leises Geräusch, das mir die Gewißheit gab — ich war überzeugt, daß außer mir noch Jemand in dem Korridor sei, Thier, Mensch oder Geist. Auf den Zehen schlich ich aus meiner Stube in den Gang hinein. Ueber den Thüren waren nach alterthümlicher Art Schieb- fenster angebracht — und siehe, aus dem einen derselben drang ein Lichtstrahl. Er kam aus dem letzten Zimmer auf der andern Seite. Wer konnte dort sein? Sollte ich, durfte ich vorwärts schreiten? In einem fremden Hause? Hatte ich etwas auszuspähen und auszukundschaften, was die Besitzerinnen vor mir wie vor allen Anderen verborgen halten wollten? Wie ich noch zögernd in dem dunklen Korridor stand, wenige Schritte von meiner Schwelle, öffnet sich drüben mit einem Laut — war es der Beheruf einer menschlichen Stimme oder das Geächze der Thürangel — das Zimmer, ein weißer Arm,

in der Hand einen silbernen Leuchter mit zwei Kerzen, streckt sich hervor . . . Ja, nun übermannte mich doch der Schreck, die Schwachheit des Fleisches, die stärker ist als unser Wille, ich schlüpfte in meine Stube und verschloß die Thür. Das Rasseln des Schlüssels und des Riegels mußte gehört worden sein — das Licht, statt sich weiter zu bewegen, in der Richtung nach der Treppe zu, wie ich vermuthet, erlosch . . . Und wieder der schlurfende Schritt auf dem Teppichstreifen, der über die Dielen des Korridors gelegt war, die an der Wand sich hintastende Hand — und dann, es blieb mir kein Zweifel, ein leises Schwingen und Beben der Treppenstufen, wie wenn Einer sie hastig hinuntereilt. Das Alles war für einen Geist doch zu körperlich; als ich wieder Herrin über meine Furcht geworden war, stand es bei mir fest, daß nur die Mutter oder die Tochter die Nachtwandlerin gewesen sein könne.

„Die Dienerschaft des Hauses bestand meist aus Personen, die schon mehrere Jahre darin gelebt. So erfuhr ich ohne Schwierigkeit und ohne unziemliches Ausfragen von meiner Dienerin, daß jenes letzte Gemach des Ganges von dem seligen Herrn als

Arbeitszimmer benutzt worden sei, er habe die Gewohnheit gehabt, lange in die Nacht hinein da zu lesen und zu schreiben, auch wohl, wenn er nicht vorwärts gekonnt, in dem Korridor auf und ab zu spazieren, er sei überhaupt ein unruhiger und unstäter Mann gewesen, was die Aerzte auf seine Krankheit geschoben. Und nachdem sie in ihren Mittheilungen so weit gekommen, fragte sie mich halbblaut: ob ich in der Nacht etwas gehört? Sie glaube nicht an Gespenster, so dumm sei sie nicht, aber ganz richtig wäre es in dem alten Baue nicht. Das Zimmer sei lange nicht geöffnet worden, die junge Herrschaft halte es unter strengem Verschuß, und wenn es einmal gereinigt würde, führe das Fräulein selber die Aufsicht dabei. So blieb mir kein Zweifel, Charlotte war in der Nacht in dem Zimmer ihres Vaters gewesen. Aber warum zur Nacht? Und was hatte sie dort zu suchen? Ihr bleiches Aussehen, ihre kummervolle Miene schnitten mir in's Herz. War es hier nicht Christenpflicht, sich über thörichte Vorurtheile hinwegzusetzen, um ein junges Geschöpf vor Verzweiflung zu retten? Selbst auf die Gefahr hin, hart von ihr zurückgewiesen zu werden, wollte

ich versuchen, ihr Vertrauen zu erzwingen. Ich er-  
flehe und erwarte in solcher Drangsal und Unent-  
schiedenheit des Gemüths glaubensvoll ein Zeichen  
Gottes. Und so geschah es mir auch hier. Die  
Senatorin hatte an diesem Tage allerlei Geschäfte  
hinsichtlich ihres Vermögens, die sie mehrere Stunden  
lang außerhalb des Hauses in Anspruch nahmen.  
Nichts störte meine Aussprache mit der Tochter. Bis  
zu Tode erschrak das arme Kind, als ich ihr sagte,  
wo ich sie in der Nacht gesehen. Nach Kräften suchte  
ich sie zu beruhigen und ihr zu betheuern, daß, wenn  
es hier ein Geheimniß gäbe, es nirgends sicherer als  
bei mir aufgehoben sei. In einem wilden Thränen-  
strom, der aber doch ihr Herz erleichterte, warf sie  
sich mir an die Brust und beschwor mich nur, ihrer  
Mutter gegenüber, die von alledem nichts wisse,  
das Schweigen zu bewahren. Ich erfuhr nun, daß  
sie überzeugt sei, ihr Vater habe in seinem Leben  
eine schwere, ungeführte Schuld begangen, diese habe  
ihn ruhelos umhergetrieben, ihn hart und mißtrauisch  
gemacht und zuletzt seinen Tod herbeigeführt. Sie  
sagte es selbstverständlich nicht, aber ich errieth es  
aus ihren irren Blicken, ihren halben Worten, daß

der Unglückliche in den Schmerzen seiner Krankheit, vielleicht aus Gewissensbissen, vielleicht aus Lebensüberdruß seinen Tod beschleunigt habe.“

„O!“ schrie die Gräfin auf und bedeckte das Gesicht mit den Händen. „Entsetzlich!“

Das Fräulein von Güstrow wollte, bei dieser Wirkung ihrer Geschichte, bestürzt abbrechen und klagte sich selber an, sie überhaupt begonnen zu haben. Allein Therese, die ihren Schreck überwunden, bat sie, fortzufahren: es sei nicht sowohl der Selbstmord jenes ihr fremden Mannes, als das Schicksal der Tochter, das sie so tief ergriffen.

„Gewiß,“ sagte darauf das Fräulein, „dem Unglücklichen hat die Barmherzigkeit Gottes längst vergeben und die Last, die er freventlich von sich abgeworfen, lag auf dem armen Mädchen. Wie es zu seiner traurigen Wissenschaft um die Todesursache seines Vaters gekommen, fragte ich nicht; außer ihr, einer alten Dienerin, die in seinen letzten Tagen viel um ihn gewesen, und einem Arzt hatte sie offenbar keinen Mitwiffer im Hause, es mochte bei den langen Leiden des Senators nicht schwer gefallen sein, Allen die Kenntniß der Wahrheit zu verbergen. Aus

der Seele Charlottens war der furchtbare Eindruck nicht gewichen; sie entsann sich dieser und jener Aeußerungen ihres Vaters, deren Sinn sie zuerst nicht hatte erfassen können, und bildete sich daraus die Vorstellung einer Schuld des Vaters, die zu fühnen sie berufen sei. Mit der Hartnäckigkeit der Schwärmerei und der Opferwilligkeit setzte sich dieser Gedanke bei ihr fest, je weniger sie der Vater geliebt hatte — er hatte all' seine Hoffnung und seinen Ehrgeiz auf den Sohn gesetzt — desto eifriger und hingebender wollte sie ihm ihre Liebe beweisen. Daß ihr in dieser Stimmung der Vater im Traum erschien, daß sie bald dort, bald hier etwas wie einen Geisterhauch zu spüren vermeinte, werden auch die Materialisten natürlich finden. Aber wie hätte ein achtzehnjähriges, unerfahrenes Mädchen die Schuld eines reichen Rheders und Kaufmanns, eines Mannes, der fünfzig Jahre und darüber geworden war, entdecken können? Selbst Diejenigen, die ihr die Wahrheit über ihren Vater sagten, wußten ihm nichts als seine Härte in den Geschäften, seine Rücksichtslosigkeit in der Verfolgung seiner Zwecke vorzuwerfen: die Sünde, die Charlotte, ohne einen Namen dafür zu

haben, suchte, das, was ihr als tragische Schuld vor-  
schwebte, wollte sich nicht finden. Er war in seinem  
Arbeitszimmer gestorben und diesem Umstande ist es  
wohl zuzuschreiben, daß sich in dem Kopfe des Mäd-  
chens der Gedanke immer weiter ausbildete, dort die  
Aufklärung zu erhalten, die ihr anderswo versagt ge-  
blieben. Irgend ein Schriftstück, ein Zeichen müsse  
ihr in die Hand fallen, das wie ein Blitzstrahl die  
Wolke, die das Leben ihres Vaters verdüstert hatte,  
durchbrechen würde. Da Alles, was sich auf die  
Geschäfte des Hauses bezog, in dem Kontor be-  
wahrt wurde, auch alle Verhältnisse von dem Senator  
schon Monate vor seinem Ende sorglich geordnet  
worden waren, hatte Niemand eine Veranlassung ge-  
habt, sein Arbeitszimmer in seinem Wohnhause zu  
durchstöbern. Hier war es, wo die Tochter mit  
jener alten Dienerin — ich erfuhr es nachher von  
derselben — in einer Nacht den Unglücklichen an  
einem Thürhaken erhängt gefunden, diese Wände  
hatten sein letztes Wort, seinen letzten Seufzer ver-  
nommen. Jahrelang hatte das Zimmer unter drei-  
fachem Verschuß gelegen: die Tochter hatte sich  
geschämt, es wieder zu betreten, die Mutter war

nie wieder heraufgekommen, seit der Mann sie einmal hart und scheltend hinausgewiesen. Nun beschloß Charlotte, ihr Grauen zu überwinden und die Schränke jenes Gemachs zu durchsuchen. Um nicht gestört zu werden, um vor Allem der Mutter keine Rechenschaft von ihrem Treiben geben zu müssen, wählte sie die Nacht dazu, ganz vergessend, wie unheimlich es gerade dadurch wurde. Als ich ihr dieß vorhielt, gestand sie mir ein, daß sie eine frevelhafte Hoffnung gehegt, der Geist ihres Vaters selbst würde sie zu dieser Nachtzeit auf die rechte Spur leiten. Aber ihre Erwartung hatte sie getäuscht: wie viele Kästen sie auch durchwühlte, wie viele Papiere, von denen manche noch aus der Jugend ihres Vaters stammten, sie auch gelesen, nichts hatte ihr die Schuld, die sie vermuthete, enthüllt.

„Nun weiß ich nicht, was eine Andere an meiner Stelle gethan, und will gern bekennen, daß ein gutes Theil menschlicher Neugierde mich bestimmte, ihr den Vorschlag zu machen, mich in der nächsten Nacht bei ihrer Nachforschung zu theilhaben; allein ich hoffte doch auch, sie dabei von der völligen Unsichtslosigkeit ihres Vorhabens überzeugen zu können

und sie dadurch allmählig von ihrem Irrwahn und dem Nachtgespuke, das sie nur immer tiefer darin verstrickte, abzubringen. Indessen die Wege Gottes sind unerforschlich. Charlotte war mit freudiger Bereitwilligkeit auf meinen Vorschlag eingegangen; da ich hinter ihr so lange bewahrtes Geheimniß gekommen war, erschien ich ihr wie ein vom Himmel ihr zugewiesenes Werkzeug zur Ausführung ihres Planes. ‚Sie haben eine glückliche Hand,‘ sagte sie, ‚ich fühl' es.‘ Früher als gewöhnlich entließ die Senatorin an diesem Abend ihre Tochter: die langen geschäftlichen Auseinandersetzungen hatten sie ermüdet, sie nahm es dankbar auf, als ich Charlotte bat, mit mir hinaufzugehen und noch eine Weile in meinem Zimmer zu plaudern. Sie begreifen, mit welcher Ungeduld wir Beide die Stunde erwarteten, wo Alle sich im Hause zur Ruhe begeben hätten; mit welcher scheuen Hast, als gingen wir auf verbotennem Pfade, wir über den Gang huschten, mit welcher Sorge, ob nicht das Geräusch einen Schläfer aufwecken könnte, wir die Thür aufschlossen! Nun waren wir in der Stube; wir hatten nicht versäumt, die Thüre wieder hinter uns zu verriegeln. Das Gemach bot nicht die

geringste Auffälligkeit dar, Bücherbretter mit Büchern und Papieren vollgestopft, ein altes Ledersopha, ein breiter, mit grünem, fahl gewordenem Tuch bezogener Tisch, ein paar Rohrstühle, ein großer, in der Weise des vergangenen Jahrhunderts mit gemasertem Holz ausgelegter, mit messingenen Beschlägen verzierter Schreibschrank mit hundert Kästen und Kästchen, ein Ofen aus grünen Kacheln, der — ich kann nicht sagen, wie es Charlotten gelungen — geheizt worden war. Trotzdem war es in dem Raum kaltgründig und unheimlich. Charlotte behauptete, den Schrank als den natürlichen Bewahrer geheimer Papiere schon auf das Sorgfältigste durchsucht zu haben, und öffnete ihn auf meine Bitte mit einer gewissen Resignation. Wir hatten die Platte niedergelassen, ich saß auf einem Stuhl davor, sie stand hinter mir und zeigte die Kästen, deren Inhalt sie durchforscht, um mir die Mühe, die Papiere noch einmal anzusehen, zu ersparen, unsere Lampe stand auf dem Tisch und warf von der Seite her ihren Schimmer auf uns. ‚Nun denn, in Gottes Namen!‘ sagte ich. ‚Er sieht unsere Herzen und weiß, daß wir nicht aus müßiger Neugierde oder leichtfertigem Spiel das Leben des Todten

noch einmal aufwühlen; nach seiner Weisheit segne er unser Thun.' Da war es uns Beiden — Herr von Bassewitz wird nachher deswegen seinen Witz an mir üben — als ginge es wie ein leiser Ton, ein verlorener Seufzer durch den Raum. Schauernd stand uns das Herz still, Charlottens Hand lag auf meiner Schulter. Der Ton wiederholte sich, es klang uns an wie: „Dort!“ Und ein Schatten lief über die Schrankplatte, an den Kästen empor... „Dort!“ klang es noch einmal. Ich zog den Kasten, an dem, wie es mir erschienen, der Schatten verschwunden war, auf: er war leer. Aber ich glaubte hinein- fühlend eine geheime Feder zu entdecken, rührte daran und die Hinterwand des Kastens that sich auf, eine verborgene Schublade kam zum Vorschein und darin —“

„Darin fand sich die Offenbarung des Geheimnisses? Die Schuld des Senators?“ riefen Alle voll Spannung durcheinander. Die Gräfin war aufgestanden, wie von einer unbezwinglichen Unruhe erfaßt, selbst Susanne, die bisher aus Abneigung gegen die Erzählerin und aus der Gleichgültigkeit ihres Wesens gegen alles Mystische der Geschichte keine

Theilnahme geschenkt hatte, blickte mit ihren klugen Augen jetzt unverwandt auf das Fräulein von Güstrow und merkte gar nicht, daß die Gräfin hinter ihren Stuhl getreten war.

„Ich zog ein mit einer Schnur zusammengebundenes, zusammengerolltes Papierbündel hervor,“ erzählte das Fräulein weiter, „vergilbte Bogen, eine Art Tagebuch enthaltend, ein paar Briefe aus alter Zeit. Aber sie waren ohne Zweifel für den Senator verhängnißvoll geworden. Eine Schuld war begangen worden, vor Jahren — ob eine Blutschuld? Nur Gott weiß es. Zwischen dem Senator und einem Jugendfreunde, Hubert Lunau — ach! nun ist mir doch der Name entschlüpft, wollen Sie ihn vergessen!“ und ihre Augen gingen in die Runde, als suche sie sich der Verschwiegenheit ihrer Zuhörer zu versichern — Detlev hütete sich wohl, auch nur mit der Wimper zu zucken — „zwischen den beiden Freunden war eines Mädchens wegen ein Streit ausgebrochen, der sich immer mehr zu einer Todfeindschaft verbitterte. Was zuletzt geschehen, war aus den hastig hingeworfenen Zeilen, aus den abgebrochenen Sätzen nur zu errathen. Ginz aber war klar, über Nacht

war Hubert Lunau aus Hamburg verschwunden und verschollen. Und als ich am andern Tage jene alte Dienerin, die, wie mir Charlotte sagte, aus Hamburg stammte, scharf in's Gebet nahm, mußte sie mir unter Geseufze und Gestöhn, mit gerungenen Händen, bei Bethuerungen, daß sie von keiner argen That wisse und an Allem, was sich etwa ereignet haben könnte, unschuldig sei, doch eingestehen, daß die beiden jungen Männer, die bei ihr, die damals Zimmervermietherin gewesen, gewohnt, eines Morgens zusammen das Haus verlassen hätten und daß nur Einer zurückgekehrt sei.“

„Eine höchst merkwürdige Geschichte,“ brach der Gutsbesitzer aus. „Und das Ende?“

Um dieß Ende jedoch brachte Detlev das Fräulein von Güstrow. Konnte er nicht länger an sich halten, den Treffer auszuspielen, den er in der Hand hatte, oder las er in dem Blicke, den ihm die Gräfin zuwarf, die Aufforderung, einzuschreiten — er brach in sein tollstes Gelächter aus, und auf das Fräulein zuschreitend sagte er:

„Wer weiß es nicht, daß der Teufel der Vater der Lüge und das Weisen der Geister und Gespenster

das Koboldthum ist! Sie sind grausam von dem Schatten auf der Schreibplatte und dem Seufzer, der dort rief, getäuscht worden, Fräulein von Güstrow. Telegraphiren Sie morgen an die arme Charlotte, daß ihr Vater kein Mörder ist, daß eine unglückliche Ehe und eine unheilbare Krankheit für einen Gentleman zwei ausreichende Gründe sind, eine bessere Welt aufzusuchen. Hubert Lunau ist nicht verschollen, er lebt, noch mehr, er ist ein Millionär.“

„Keine Flausen, Herr von Bassewitz!“ bat der Gutsbesitzer.

„Bewahre — ich habe jahrelang in Hubert Lunau's Hause in Mexiko gelebt, ich kenne ihn beinahe wie mich selbst; seit dem Tode meines theuren Verwandten, des Grafen Ranzau, habe ich keinen besseren Freund als ihn. Nein, er hat sich nicht von einem Jugendfreunde ermorden lassen, er ist auch nicht an gebrochenem Herzen nach der ersten Liebe gestorben, sondern ein wackerer Mann geworden, an die Fünzig, fest auf den Füßen; wenden Sie Ihren magischen Einfluß auf die melancholische Charlotte zu dem freundlichsten Zwecke an, Fräulein von Güstrow, um aus ihr und Hubert ein fröhliches

Brautpaar zu machen, und lassen Sie uns Beide bei der Hochzeit zum Cotillon antreten.“

Es war dem Zorn und dem giftigen Blicke des Fräuleins unmöglich, gegen die laute Heiterkeit anzukämpfen, die diese Worte hervorriefen. Alle waren aufgestanden und drängten sich lachend um Detlev. Die Geister hatten für dießmal die Schlacht verloren. Niemand verlangte nach der Fortsetzung einer Geschichte, der die Spitze so ganz abgebrochen worden war. Die jungen Leute verhandelten scherzend, ob Charlotte auf den Vorschlag Detlev's eingehen und den Millionär Hubert Lunau, der irgend einmal einen Streit mit ihrem Vater gehabt und den sie als dessen Opfer beklagt, heirathen solle? Detlev streckte dem verlassenen, die Zähne leise aufeinander reibenden Fräulein von Güstrow darüber die Hand entgegen:

„Nichts für ungut, Gnädige, aber der Wahrheit die Ehre, auch wenn der Spiritismus dabei zu Schaden kömmt.“

„Heute haben Sie das letzte Wort behalten, doch triumphiren Sie nicht zu früh, ich hole mir meine Revanche,“ zischelte das Fräulein und rauschte,

ohne seine ausgestreckte Hand auch nur mit ihren Fingerspitzen zu berühren, an ihm vorüber, der Glashthür nach der Veranda zu: es schien, als müsse sie in der Schwüle des Saales an ihrem Groll ersticken.

Mit dem Rücken gegen den Thürpfosten leicht gelehnt stand die Gräfin. An dem Gelächter und dem Spott der Anderen über die Niederlage des Fräuleins hatte sie nicht den geringsten Antheil genommen. Ihr Gesicht war schön und kalt, wie immer in den Augenblicken der Ruhe, Niemand hätte ihren Zügen die leiseste Erregung anmerken können. Nur sie allein wußte, welch' Meisterstück der Selbstbeherrschung sie eben abgelegt, denn sie war überzeugt, daß wenigstens ein Theil ihres Geheimnisses durch die Verwicklung des Zufalls zur Kenntniß dieses boshaften und neidischen Fräuleins von Güstrow gekommen. Nicht um einen Beweis für das Dasein der Geister im Raum um uns herbeizubringen, die Geschichte hatte dazu dienen sollen, sie zu verletzen und wenn nicht vor den Anderen, doch in ihrer eigenen Seele zu demüthigen. Nun war der Schlag, der ihr gedroht, auf das Haupt der heimtückischen

Feindin zurückgefallen. Mit ausgesuchter Höflichkeit begegnete sie ihr darum und öffnete die Thür.

„Das Gewitter ist vorüber,“ sagte sie, „es ist Zeit, daß wir die Frische und Kühle hereinlassen.“

Voll und ganz schaute sie das Fräulein an, ohne Vorwurf im Blick, ohne die geringste Absicht, das, was Jene etwa verschwiegen, zu erforschen, mit jenem stillen Glanz einer in sich gefesteten und befriedigten Seele, die nichts bedarf und nichts befürchtet, im Antlitz. „Ist diese Frau denn wirklich gegen Alles gefeit?“ dachte das Fräulein, während es sich artig weigerte, zuerst auf die Veranda hinauszutreten.

Detlev hatte nach den ernsthaften Gesprächen der Heiterkeit die Bahn gebrochen. Bei dem Abendimbiß flogen die Scherze hin und her, die Jugend trieb ihre Neckereien unter einander, der Gutsbesitzer erzählte allerlei Schnurren von der Jagd und vom Pferdemarkt, das lange Gesicht des Fräuleins wurde immer länger und spitzer, und der Kandidat vermochte schon längst nicht mehr den Späßen der beiden Mädchen mit seiner Beredsamkeit Widerstand zu leisten: Susanne, auf die er zuweilen mit eigenthümlichem Ausdruck blickte, hatte seit der Rückkehr

aus dem Walde kein Wort mit ihm gewechselt. Für Detlev war dieser Tag ein Glückstag: als die Gesellschaft sich zum Aufbruch rüstete, im Hofe die Pferde an die Wagen geschirrt wurden, erhielt er eine Depeſche, ſie war als dringend bezeichnet und der Bote hatte ſie durch Wind und Regen von der nächſten, eine Stunde von dem Schloſſe entfernten Eiſenbahnstation gebracht. Wie immer bei der Ankunft einer Depeſche gab es einen Moment unruhiger Erwartung, ſowohl für den Empfänger wie für die Andern — einen Augenblick, der ſich hier zu Sekunden ausdehnte, da Detlev auf das Blatt ſtarrete wie Einer, der die ſchwarzen Zeichen auf dem grünen Streifen nicht enträthſeln kann oder will . . .

„Eine Unglücksbotſchaft?“ rief Suſanne. Aber er hob den Kopf nur noch höher, als er ihn zu tragen pflegte, und das Blatt der Geſellſchaft hinhaltend, damit ſie Alle es leſen ſollten, ſagte er nach einem tiefen Athemzug:

„Ein Wunder, Fräulein von Güſtrow, ein Wunder! Mein Bankier meldet mir aus Hamburg: ‚Hubert Lunau aus Mexiko iſt ſeit drei Tagen hier, wünſcht ſehr Sie zu ſehen. . . .‘“ Die Bedeutung

der Nachricht dämpfte auch seine immer bereite Rede-  
lust, mit keinem wortreichen Zusatz, wie er sie liebte,  
schwächte er den Eindruck derselben. Zurufe, Fragen  
schwirrten nun um ihn, und hätte das Fräulein,  
dem der Aufenthalt je länger je mehr mißfiel, nicht  
hartnäckig auf dem Ausbruch bestanden, würden sie  
noch eine geraume Weile über Hubert Lunau und  
die seltsamen Verschlingungen und Verknüpfungen  
der Dinge und Menschen in dieser kleinen Welt ge-  
plaudert haben.

Daß auch die jungen Leute des Hauses sich schon  
entfernten, litt die Gräfin nicht.

„Auch Sie bleiben, Herr Stechow,“ entschied sie,  
obgleich der Kandidat seinen steifen Hut schon in  
der Hand hin und her drehte. „Macht ein wenig  
Musik, Sie haben eine so hübsche Stimme, Herr  
von Barchim, singen Sie uns noch ein Lied, Susanne  
kann Sie begleiten,“ fuhr sie fort und während die  
Jugend sich im Saal um den Flügel sammelte,  
wandelte sie mit Detlev auf der Veranda auf und  
nieder.

„Ich mag nicht,“ sagte sie halblaut zu ihm, „daß  
die Kinder unter dem Eindruck der aufregenden

Geschichte auseinandergehen. Es war wenig taktvoll von dem Fräulein von Güstrow, sie in ihrer Gegenwart zu erzählen. Eine Tochter, welche eifrig darnach trachtet, eine geheime Schuld ihres Vaters an das Licht zu bringen — Welch' peinliche Vorstellung! Ich mag gar nicht an die Folgen denken, die sie für eine rege Phantasie wie die Susannens haben kann!"

„Fräulein Wildherz besitzt einen so großen Scharfsinn, Frau Gräfin: sollte sie nicht erkannt haben, daß Fräulein von Güstrow Wahrheit und Dichtung tüchtig ineinander gemischt hat? Vermuthe, daß sie uns ihre eigene Neugierde und ihre Sucht, fremder Leute Geheimnisse zu erkunden, für die fromme Schwärmerei der Tochter ausgegeben hat. Ihre erhitzte Einbildung hat dann das angebliche Verbrechen des Senators erfunden. Um die Sache wahrscheinlich zu machen, nennt sie einen Namen — und dieser Name stürzt ihr ganzes Kartenhaus um. Ich hoffe, daß nur diese humoristische Wendung der Geschichte auf Fräulein Wildherz nachwirken wird.“

„Sie haben uns Alle aus der unbehaglichsten

Lage befreit und die Trübseligkeit in Heiterkeit verwandelt —“

„Ganz ohne mein Verdienst und Würdigkeit.“

„Thun wir Unrecht daran, wenn wir Dem danken, durch den uns Gutes zu Theil wird, gleichviel woher dieß Gute stammt? Ihr Freund Hubert Lunou ist für uns zu einer Art Schutzgeist geworden, aber Niemand hätte ihn rufen können, als Sie. Sollten Sie doch etwas wie ein Medium und ein Magnetiseur sein, Herr von Bassowitz?“

Wie die Natur nach dem Gewitter in der Nacht fühle aufathmete, die Bäume stärker rauschten, ging auch durch Theresens Herz ein bewegteres Wallen, fühlte auch sie sich in der Kühle erfrischt und von Hoffnungen, die sie gestern noch von sich gewiesen haben würde, wie von sanften Flügeln emporgetragen. Vielleicht hätte sie Detlev in dieser überströmenden Fülle ihrer Empfindung, bei dem Bedürfniß nach Mittheilung und Anschluß, mehr und Innigeres gesagt, wenn nicht Herr von Parchim im Salon „des Sommers letzte Rose“ begonnen. Die Klänge des Klaviers, die Töne seines ansprechenden, gefälligen Tenors ließen das Gespräch und den Wandelgang

der Beiden auf der Veranda aufhören. In der offenen Thür standen sie lauschend. Während des Gesangs drehte Susanne einmal den Kopf nach ihnen um, als wolle sie sich von ihrer Anwesenheit überzeugen. Detlev bemerkte es kaum, um so länger und träumerischer hefteten sich die Augen der Gräfin auf das Mädchen. In diesem Anblick entschwand ihr die Regung, von der sie sich halb unbewußt beinahe hätte fortreißen lassen; mit all' seiner Ritterlichkeit, wie ergeben und nützlich er sich auch bisher gezeigt, war Detlev für sie doch ein Fremder. Als Herr von Parchim sein Lied unter lautem Beifall geendet, sagte sie zu Bassewitz:

„Was gedenken Sie auf die Depesche hin zu thun? Ich fürchte, Sie werden uns bald verlassen wollen?“

„Es wäre mir schwer geworden, Frau Gräfin, das erste Wort zu sprechen, nun erleichtern Sie es mir in Ihrer Güte. Ich wollte Sie morgen um Urlaub bitten. Zwei Freunde, die sich acht Jahre nicht gesehen, dürfen den Tag der Wiederbegegnung nicht hinauschieben. Noch dazu kenne ich Lunau's Pläne nicht und weiß nicht, wie lange er sich in Hamburg aufhalten wird.“

„Es wäre selbstsüchtig von mir, dieß Wiedersehen auch nur um eine Stunde verzögern oder verkürzen zu wollen. Doch möchte ich auch das Recht meiner jungen Freundschaft nicht ganz und gar von der alten überwältigen lassen. Ungern und betrübt würde ich auf die Tage verzichten, die Sie mir gestern noch versprochen. Aber hat man einen Falken einmal fliegen lassen, wie fängt man ihn wieder ein?“

„Auf Ihren Ruf würde ich ein zahmer Falke sein.“

So sprechend waren sie, ohne es zu bemerken, die Stufen von der Veranda hinab in den Garten geschritten: drinnen hob wieder Spiel und Singen an.

„Ich will Sie nicht noch einmal nach Mischeburg bescheiden,“ meinte die Gräfin, „die ländliche Einsamkeit dürfte Ihnen zum zweiten Male weniger gefallen, nun gar nach dem anregenden Verkehr mit Ihrem aus so weiter Ferne kommenden Freunde. Wie wär's, wenn Sie mich in Helgoland aufsuchten? Ich beschleunige meine Abreise von hier und wir verleben gemeinsam ein paar Tage — eine Woche, wie's Ihnen gefällt, auf der rothen Klippe.“

Ueber den Grund einer so freundlichen Einladung

nachzugrübeln, war nachher noch Muße genug. Jetzt galt es zuzugreifen und was vielleicht bei der schönen Frau nur eine Laune war, unwiderruflich zu machen.

„Welch' eine Aussicht eröffnen Sie mir, Gnädigste!“ sagte er darum in lebhafter Bewegung, die nicht ganz gespielt war. „Die Insel ist für mich wie ein Märchenland aus der Kindheit, ich bin nur einmal als Knabe dort gewesen. Und sie nun mit Ihnen wiederzusehen, mit Ihnen auf schwankem Boot durch die Nordsee zu fahren . . . Sie dürfen sich nicht verwundern, wenn ich die Heine'schen Gedichte, die ich einst auswendig kannte, in meinem Gedächtniß wieder zusammensuche . . . ‚Das Meer erglänzte weit hinaus . . .‘ Leider kann ich sie nicht so gut singen, wie Herr von Barchim, aber die Meeresstimmung und der Duft der Romantik . . . Vergebung, es steht mir schlecht, den Troubadour zu spielen, Sie müssen mit mir vorlieb nehmen, wie ich bin.“

„Und Sie wissen recht gut, Herr von Bassewitz,“ lachte sie, „daß Sie ein Charakterkopf sind, der auch durch die schönste oder die feinste Maske nur ver-

lieren könnte. Also, ohne Redensarten, wie gute Kameraden sich die Hand schütteln: abgemacht!"

„Abgemacht, Frau Gräfin!“ Und indem sie sich die Hände schüttelten und einander fest in die Augen schauten, bei dem Widerschein der Ampel und der Kerzen aus dem Saal, lachten sie fröhlich und lustig, wie die Jugend drinnen. Nur daß sie wie er an einem andern Gedankenfaden spannt.

„Ich empfinde eine kindische Freude,“ sagte sie, wieder die Veranda betretend, „daß ich Sie Ihrem mexikanischen Freunde eine Weile entführen werde.“

„Und würden Sie es aufdringlich finden, wenn er mich so leichten Kaufs nicht loslasse und mit mir hinüberkäme?“

Sie hielt ihren Schritt an, es war ihr, als stünde ihr Herz still. Das war ihr verschwiegener Wunsch gewesen: jetzt, wo er als Möglichkeit, als Wahrscheinlichkeit sich vor sie hinstellte, übermannte es sie.

„Ich bin nicht die Herrin von Helgoland,“ suchte sie mit einem Scherz der bestimmten Antwort auszuweichen, „auf der Insel, denk' ich, ist jeder Gast willkommen.“

„Wenn mein Freund von Ihnen hört . . .“

„Sie wollen ihm von mir erzählen?“

„Soll ich es nicht?“

„Nun, wenn er dann noch mit Ihnen geht, soll er mir herzlich willkommen sein — als Freund eines Freundes.“ Welchen Sinn sie mit ihren Worten verband, konnte er freilich nicht errathen.

Der Kandidat, dem trotz des Anscheins von Munterkeit, den er erheuchelte, der Boden unter den Füßen brannte, schien nur die Rückkehr der Gräfin in den Salon erwartet zu haben, um Abschied von ihr zu nehmen. Da blieb auch der Tochter des Verwalters und Herrn von Parchim, der gern noch mehr Proben seiner Gesangeskunst gegeben, länger keine Wahl: sie mußten dem Beispiel des Kandidaten folgen. Susanne bat, ihre Freundin hinüber nach dem Gutshofe begleiten zu dürfen, der abseits vom Schlosse lag, sie werde durch den Garten zurückkehren, und die Gräfin, die nach der Unruhe und Aufregung dieses Tages mit ihren Gedanken allein sein wollte, nickte ihr die Erlaubniß zu. Mit derbem Handdruck empfahl sich Detlev dem „Wohlwollen und der freundschaftlichen Gesinnung“ des gelehrten

Herrn Lorenz Stechow, vielleicht füge es das Schicksal, daß er im Herbst die angefangene Bekanntschaft fortsetzen und vertiefen könne: eine Artigkeit, auf die der Kandidat nur eine unzureichende Antwort fand.

Draußen im Schloßhose schlug Herr von Barchim vor, daß sie zuerst den Herrn Kandidaten zum Pfarrhause geleiten wollten, um ihn richtig seiner Tante abzuliefern, die gewiß in Sorge wegen seines langen Ausbleibens sei: er verschmerzte es nicht, daß der hastige Ausbruch Stechow's ihn um die Hälfte seiner Triumphe gebracht. Unter den Buchen war es, da der Mond nur ab und zu aus den dunklen, rasch dahinjagenden Wolken auftauchte, so finster und der Boden vom Regen so unsicher, daß die Mädchen, um schneller fortzukommen, den Arm der jungen Männer zur Stütze nehmen mußten. Susanne war es gerade recht; während des ganzen Abends hatte sie nach einer Gelegenheit gespäht, sich mit dem Kandidaten auseinanderzusetzen. Detlev's Worte von der stillen Absicht der Gräfin, sie mit Lorenz zu verheirathen, waren ihr wie glühende Kohlen auf's Herz gefallen. Um jeden Preis, auch um den des Er-röthens, wenn er ihr etwa erwiedern sollte, daß er

dieser Verbindung eben so abgeneigt sei, wie sie selbst, war sie entschlossen, länger keine Zweideutigkeit in ihrem Verhältnisse zu ihm zu dulden. Jetzt war sie obenein noch sicher, daß er den Wechsel ihrer Gesichtsfarbe nicht bemerken könnte, was auch gesagt werden würde. Dennoch erschrak sie, als Lorenz, nachdem er ihr den Arm geboten, das erste Wort sprach. Auch sein Herz war übergelb von Aerger und Galle, von gekränkter Eigenliebe und gährender Eifersucht. Das Fräulein von Güstrow hatte gleichsam einen Funken in ein Pulverfaß geschleudert. Die lange Unterredung, die Susanne mit Detlev auf dem Spaziergang gehabt, erfüllte ihn mit Zorn und Sorge zugleich: schon hatte der Gedanke, daß die Hand Susannens auch ein großes Vermögen zu vergeben habe, sein dämonisches Spiel mit ihm zu treiben angefangen.

„Fräulein Wildherz,“ hob er mit stockender Stimme an, „ich segne diesen Augenblick, der mir gestattet, ohne Zeugen mit Ihnen zu reden. Nicht meinet-, sondern Ithretwegen. Aus reinem Herzen spreche ich, zu einem unschuldsvollen, ich weiß es. Aber der Unschuld und der Keinheit legt die Welt

die schlimmsten Fallstricke. Ich sehe Ihren Lebensweg von Gefahren bedroht —“

„Gefahren?“ Susanne war versucht, ihm in's Gesicht zu lachen. „Gegen einen Baum zu rennen oder in eine Wasserlache zu treten?“

„Ja, nehmen Sie nur den Pfad, den wir jetzt in der Finsterniß wandeln, sinnbildlich als den Weg Ihres Lebens. Ihr Spott fränkt mich nicht. Sie kennen die Wolke nicht, die Ihr Dasein beschattet, möge mir Gott die Kraft verleihen, sie von Ihnen abzulenken.“

„Ich verstehe Ihre dunklen Ausdrücke nicht, Herr Stechow, aber ich fühle doch heraus, daß Sie sich vornehmen, in irgend einer Weise mein Schicksal spielen zu wollen. Darf ich fragen, was Sie dazu berechtigt? Ich habe Ihnen nie die Veranlassung gegeben, mich für ein verirrtcs Schäflein Ihrer Heerde zu halten — und dieß, Ihre Seelsorgerpflicht könnte doch die einzige Beziehung zwischen uns sein . . .“

„Jeder hat die Pflicht, auch wenn er zurückgestoßen wird, seinen Nächsten vor dem Fall zu bewahren.“

„Unter Umständen, gewiß. Wie dankbar habe ich darum auch eben jetzt Ihren Arm angenommen! Allein das ist es nicht, was Sie beabsichtigen. Man hat mir gesagt, daß die Frau Gräfin unsere Verheirathung wünsche —“

„Wer hat es Ihnen gesagt? Herr von Bassewitz?“

„Wer es mir auch immer gesagt hat, ich habe ihm erwidert, daß die Frau Gräfin sich sowohl hinsichtlich Ihrer wie meiner Gefühle täusche.“

„Meiner?“ entgegnete er; es zitterte und schluchzte in feiner Stimme.

Zusanne merkte, daß sie Herrin der Lage geworden.

„Ihrer,“ wiederholte sie bestimmt. „Ich erwarte von Ihrer Ehrenhaftigkeit, daß Sie der Gräfin dieß erklären werden, um mir die Erklärung zu ersparen.“

„Sie verlangen Unmögliches, ich kann der Gräfin nichts vorlügen. Mein Herz hegt andere Empfindungen gegen Sie, Fräulein Wildherz, als die Sie mir andichten, zarte, innige Empfindungen, die vielleicht, wenn Sie dieselben kennen, auch Ihrer Theilnahme nicht ganz unwerth erscheinen dürften...“

„Aber ich will sie niemals kennen lernen, Herr Stechow, hören Sie wohl, niemals!“

„Sie können mir wohl Schweigen gebieten, doch mein Gefühl für Sie nicht vernichten. Was ich Ihnen jetzt sage, ist nur eine Bitte, eine Warnung! Lassen Sie sich nicht von jenem abenteuernden Manne zu einem unbedachten Schritte verlocken. ‚Führe uns nicht in Versuchung‘ sei Ihr Gebet für und für!“

„Welch' eine Sprache!“ rief sie entrüstet und zog gewaltsam ihren Arm aus dem seinigen. „Von Ihnen zu mir! Macht Sie die Dunkelheit so kühn?“

„Die Kenntniß Ihres Schicksals! Es gibt Ereignisse, Wetterschläge, die auch den festesten Willen rathlos und unsicher machen und all' unsern Stolz demüthigen. Wie lange noch und Sie werden sehnsüchtig nach einer Stütze ausschauen!“

„Doch nicht nach der Ihrigen? Eher laufe ich auf's Gerathewohl in die Nacht und das Nichts hinein,“ sagte sie zwischen Spott und Troß, und den Vorangehenden „Gute Nacht!“ zrufend, wandte sie sich von ihm ab und eilte nach dem Gitterthor des Schlosses zurück. Noch zeigte ihm der Mondschimmer in der Ferne den Umriß ihrer Gestalt, dann

hatte ihn die Finsterniß verschlungen, wie der Wind das Geräusch ihrer Schritte.

Wo sie ihn so plötzlich und unerwartet verlassen, stand Lorenz, ihn dünkte es, als wäre er eingewurzelt. So heftig, mit so ursprünglicher Gewalt war die Abneigung, die sie gegen ihn empfand, in ihrer Flucht zum Durchbruch gekommen, daß auch sein Stolz sich dawider aufbäumte. Mochte sie denn in ihrem Hochmuth dahinfahren! Was hatte er um sie zu sorgen und zu leiden? Würde er diese unsinnige Liebe nicht aus seinem Herzen reißen können? Mit einem Ruck — so! Aber wie durch Zauberei erhellte sich wieder silberschimmernd der obere Rand der Wolken, ihr Bild zeigte sich ihm, der ganze Hintergrund erglänzte wie von Gold und Diamanten und statt die Erscheinung von sich abzuwehren, streckte er die Rechte gegen den Himmel:

„Und ich werde Dich doch ergreifen!“

Im raschen Laufe hatte darüber Susanne den Schloßhof erreicht, gerade wollte der Pförtner das Gitter schließen. Nur dumpf und verworren klangen die Reden des Kandidaten in ihren Ohren nach, es fiel ihr nicht ein, über sie nachzusinnen. Sie nahm

sie für den gewohnten Wortschatz des Kanzelredners, nur über die Reckheit, daß er überhaupt von seiner Liebe für sie zu sprechen gewagt, wunderte sie sich. Eine Weile — ihr Dichten und Trachten ging nach einem andern Ziele. Statt in das Haus zu treten, war sie in den Garten geschritten. Um die Kühle zu genießen, belog sie sich selbst. Aber sie schlich sich an den Mauern und im Schatten der Bäume entlang, wie Eine, die nicht bemerkt werden will. Im Saale waren schon alle Lichter ausgelöscht, die Gräfin war in ihrem Schlafzimmer. Detlev's Zimmer lagen auf der andern Seite. Hoffte sie ihn, wie gestern, so auch heute unter den Buchen zu finden? Sie gestand es sich nicht ein, aber vielfmals irrte sie leichtfüßig auf den Kieswegen um den Rasenplatz, horchte in den Buchengang hinein, ob sein Schritt vernehmbar würde, blickte zu dem Kampfe des Mondes mit den Wolken auf, zerpflückte eine von den Heckenrosen nach der andern . . . Inzwischen packte Detlev gleichmüthig und nur zuweilen seine Arbeit mit einem kurzen, selbstgefälligen Lächeln unterbrechend seinen vortrefflichen amerikanischen Reisekoffer.

## Fünftes Kapitel.

---

Hoch oben, von der Südspitze der rothen Klippe, hatte die kleine Kanone unter der hohen Flaggenstange, von der das englische Banner wehte, ihren Willkommenruß dem weißschimmernden Dampfer entgegengesandt. Es war vier Uhr Nachmittags, an dem ersten Sonnabend des Augustmonats, als der „Curhaven“, das Schiff, das dreimal in der Woche während des Sommers hinüber und herüber den Verkehr zwischen Hamburg und Helgoland vermittelt, zwischen der Ostküste der Insel und der schmalgestreckten Düne Anker warf.

Ein warmer Nachmittag mit blaßbläulichem Himmel, aus dessen Wolkenschleiern heraus die Sonne bis jetzt nicht in voller Pracht hatte durchbrechen können, eine kaum bewegte, grauschimmernde See, in der das Rad der Maschine die einzige stärkere

Bewegung hervorbrachte. Aber in der Frist, wo der Dampfer allmählig zum Stillstehen kam, die Passagiere immer ungeduldiger auf dem Verdeck die Ankunft der Fährboote erwarteten, die sie hinüber an die Insel bringen sollten, erglänzte die Sonne in voller Pracht und gab wie mit einem Zauberschlage der stumpfen Farbe von Meer und Land die lichteste Verklärung. Braunroth, in tiefem Schatten, erhob sich dem Schiffe gegenüber die noch wenig zerflüftete, in starken Massen ansteigende Ostküste des kleinen Eilandes, ein grüner Streifen säumte oben den Rand, hier und dort wie ein schmales Band zog sich die rothen Felsen der grüne, spärliche Grasswuchs hinab. Die zierlichen Häuser des Oberlandes in hellen Farben, mit lustigen Balkonen und offenen Fenstern, vor dem einen und dem andern ein Gärtchen mit Ligustergebüsch und wilden Rosen, boten in ihrer Lage hoch über dem Meer, scheinbar wie über einem Abgrund schwebend, einen ebenso malerischen wie phantastischen Anblick. Und während es auf dem Vorlande von Menschen wimmelte, die ganze Schifferbevölkerung und die Badegesellschaft unruhig am Strande gehend, sitzend, stehend, den

neuen Ankömmlingen entgegen sah, dehnte sich gelbglänzend auf der andern Seite des Cuxhaven in schweigender Einsamkeit die Düne aus. Nach der Mitte zu mäßig ansteigend, mit graugrünem Sandhafer und dichtem, stachlichtem Gestrüpp, aus dem die hohen, schwarzgestrichenen Baken aufragten; an dem Strand, rechts und links von der in das Meer hineingebauten hölzernen Landungsbrücke, die grünen Badefarren auf ihren ungefügten Rädern; dann sich verengend und wie ein Streifen, Sand und Stein, weiter durch das Meer sich ziehend, dessen Wellen jetzt bei der Ebbe beinahe geräuschlos herankamen und spielend wieder zurückwichen, lag sie von einem feinen Goldduft überflogen still und geheimnißvoll da. Mit kräftigen Ruderschlägen hatten sich darüber von dem Unterlande der Insel her eine große Zahl hochbordiger Fährboote mit kleinen, lustig flatternden, grünrothweißen Flaggen dem Dampfer genähert. Leichte weiße Schaumköpfe krönten die graue Woge der Nordsee und wie eine breite Goldwelle floß der Nachmittagssonnenschein darüber hin.

Auf dem hinteren Theile der schmalen, weit über das Vorland in das Wasser hinausreichenden Holz-

brücke, zu der an beiden Seiten Holzstiegen und vorn am Kopfe steinerne Stufen von der Wasserfläche emporführten, stand oder saß auf den Holzbänken die Badegesellschaft. Die Schadenfreude und die Lästersucht, die ihr an stürmischen Tagen, bei bewegter See, erbarmungslos für den Ankömmling aus ben Augen blickt, hatte heute der Neugierde den Platz geräumt. Niemand auf dem Cuxhaven hatte bei diesem ruhigen Wetter, unter der Windstille, von dem Meere zu leiden gehabt, heute gab es nichts zu lästern. Die besseren und vornehmeren Elemente der Gesellschaft waren ein wenig weiter zurück um den runden Pavillon versammelt, in dem die Musikanten mit fröhlichen Weisen die neuen Gäste begrüßten, oder nahmen an den kleinen Tischen, vor der Strandhalle sitzend, ihre Tasse Kaffee. Fernröhre, Operngläser von jeder Größe waren nach den Booten gerichtet, um schon aus der Entfernung die Insassen zu mustern und vielleicht Bekannte darin zu erkennen. In ihren blau und weiß gestreiften Leinwandjacken standen die Schiffer in einem Haufen zusammen, lässig und breit in ihrer Haltung und doch scharf ausschauend, wie der Beute gewärtig. Der

hatte eine Wohnung zu vermiiethen, Jener wollte seine Dienste zum Segeln und Fischen anbieten, Mancher erwartete Gäste, die in jedem Jahre die Insel zu besuchen pflegten. Barfüßig trieb die Jugend, flachshblonde, blauäugige Mädchen und Knaben, auf dem mit Sand und Steinen und Meertang bedeckten Strande zur linken Seite der Brücke — rechts lagen zwischen Wasser und Land die Boote und die abgetafelten Schaluppen — schreiend und lärmend ihre Spiele, die Kleteren hockten auf dem Brückengeländer, bereit, über die Fremden herzufallen und sich ihres Handgepäcks zu bemächtigen. Das fröhlichste und farbenbunteste Durcheinander, sich abhebend von der dunkelrothen, sanft von grünen Streifen überzogenen Felsmasse des Hintergrundes, halb im Schatten, während vor ihm das Meer mit den Schiffen darauf, mit den weißen Segeln der Boote, die der sich neigenden Sonne zufuhren, und die Düne drüben im Lichtglanz liegen; umrauscht von den Klängen der Musik, dem Geplätscher der Wellen, dem Spiel des Windes, der sich allmählig von Norden her aufmacht, mit den Fahnen, Flaggen und Wimpeln, die von den Gasthäusern und dem hohen Mast vor dem Hause der

englischen Küstenwache wehen, unter dem sanftesten blauen Himmel, den keine Wolke und kein Dunst mehr trübt.

Das erste Boot mit der Post, den Brieffsäcken und dem alten, grauhaarigen Manne, mit dem eingedrückten schwarzen Cylinderhut auf dem Kopf, dem braunweinseligen Gesicht, in dem schäbigen schwarzen Gehrock, der die letzte Nummer der „Hamburger Nachrichten“ und die neueste, in Cuxhaven gedruckte Helgoländer Badeliste nach der Insel bringt, ist gelandet.

„Endlich,“ scheint es durch die ganze Badegeellschaft zu gehen, „aufgepaßt!“ Und die Hälse recken sich in die Höhe, die Eifrigsten steigen auf Bänke und Stühle, alle Blicke und alle Gläser richten sich noch einmal so erwartungsvoll nach dem Brückentopfe . . . Da ist das erste Fährboot . . . Ohne Rücksicht drängt Jeder nach vorn, zu beiden Seiten bildet die Menge ein dicht geschlossenes Spalier . . . vielleicht ist doch eine Unglückliche, ein Opfer der Seekrankheit unter den Ankommenden . . .

Im Schutze des Musikpavillons, abseits von den Anderen, stand die Gräfin, ihren schwarzseidenen,

mit Spitzen besetzten Sonnenschirm über sich. Trotz ihrer äußeren Ruhe und der vornehmen Gelassenheit ihrer Haltung schlug von all' diesen Hunderten ihr das Herz am ungestümsten. Mit scheinbarer Theilnahme betrachtete sie das muntere Schauspiel und in ihrer Seele empfand sie doch von diesen Eindringen nichts, Badebekanntschaften gingen an ihr vorüber, grüßten und wurden begrüßt, und doch sah sie im Grunde Niemand, einer und der andere der Herren versuchte ein Gespräch mit der schönen Frau anzuknüpfen, aber sie antwortete zerstreut, ohne zu wissen, was sie sagte. Wie sehr die Außenwelt ihre Sinne in Anspruch nehmen wollte, ihr ganzes Sein und Fühlen war nach innen gewandt: sie hörte nur ein unbestimmtes Wogen von Tönen, sie schaute nur in die Leere hinaus. Welch' ein Wiedersehen stand ihr in den nächsten Minuten bevor! Wie war es nur möglich, daß diese Begegnung, an die sie sich seit einer Reihe von Tagen in stiller Sammlung des Gemüths hatte gewöhnen können, ihr Wesen so mächtig ergriff! Gerade vor einer Woche hatte ihr Bassewitz geschrieben, daß er an dem heutigen Tage mit seinem Freunde auf der Insel eintreffen würde.

Gab ihr nicht schon diese Einwilligung Lunau's, Detlev zu begleiten, die Sicherheit, daß er ihr als ruhiger Freund gegenüberzutreten gedachte? Wenn er kam, nachdem er ohne Zweifel von Detlev Alles, was er über sie zu erfahren wünschen konnte, vernommen, so kam er ohne Leidenschaft und ohne Groll, aus einer Mischung von Neugier und Bärtlichkeit, nach langen Irrfahrten eine Jugendfreundin noch einmal zu begrüßen. Warum fiel es ihr so schwer, sich auf diesen Standpunkt der Lebensweisheit zu stellen? Warum knüpfte sie an eine Begegnung, die vielleicht mit einer gegenseitigen Enttäuschung und Abwendung für immer endete, wunderliche Hoffnungen? Wie beneidete sie Susanne, die sich einige Schritte näher der Brücke aufgestellt hatte, um die Harmlosigkeit und Lebhaftigkeit, mit der sie sich dem Vergnügen des Schauens, der Erregung, der Erwartung hingab! Mit ihren blonden, lang auf den Rücken hinabfallenden Haaren, ihrer frischen, rosigten Gesichtsfarbe, in dem Glanz, der auf ihren Zügen wie der Widerschein des Meeres und des Himmels lag, die schlanken Hände in grauen Handschuhen um den Griff ihres Sonnenschirms gefaltet,

eine zierliche, fest auf ihren kleinen Füßen stehende Gestalt, vor dem Busen ein Sträußchen von rothen Rosen, war sie nicht die schönste unter den vielen jugendlichen Erscheinungen umher, aber doch eine, an der Niemand vorüberging, ohne den Kopf nach ihr zurückzuwenden. Auch die beiden Damen, die von den auf der andern Seite des Weges weiter landeinwärts gelegenen Wohnhäusern eben daherkamen, hatten ihre Augen auf sie gerichtet: eine Weile standen sie sich nur durch die schmale gepflasterte Straße getrennt gegenüber. Es waren Mutter und Tochter, vornehm, aber fast matronenhaft gekleidet. Susanne entsann sich nicht, sie schon in der Badegesellschaft gesehen zu haben. Sollten sie erst heute vor zwei Stunden, mit der „Nordsee“, dem Schiffe, das jeden Sonnabend von Bremen nach Helgoland fährt, gekommen sein? Sollten sie — und nun ließ Susanne ihre scharfen grauen Augen prüfend auf ihnen ruhen . . . Nein, es war kein Irrthum möglich; wenn die Geschichte des Fräuleins von Güstrow an jenem Gewitterabend nicht eine völlige Erfindung gewesen: dieß waren die Urbilder ihrer Figuren, so bleich und hochaufgeschossen, mit so großen, schwimmen-

den Augen hatte sich Susanne die schwärmerische Charlotte gedacht, so steif und förmlich, den Blick am Boden oder gen Himmel die Senatorin . . . Und der unmittelbar aus diesem Eindruck in Susannen auftauchende Gedanke war: „Wird dieser Hubert Lunau, den wir erwarten, jenes Mädchen heirathen?“ Und ebenso unmittelbar regte sich in ihr ein Gefühl der Eifersucht und Mißgunst gegen die Fremde.

Gerade wollte sie sich der Gräfin nähern, um derselben ihre Vermuthung mitzutheilen, als zwei Männer, von einem Schwarm Jungen umringt, von denen jeder eines ihrer Gepäckstücke habhaft zu werden trachtete, die Brücke entlang schritten. „Detlev!“ flüsterte ihr Herz und nun schwenkte auch der Größere von Beiden grüßend den weichen grauen Schlapphut: er hatte die Gräfin erkannt und theilte mit rascher, unwiderstehlicher Bewegung die Menge, ein wenig langsamer folgte ihm der Freund.

„Da sind wir, Frau Gräfin,“ sagte er, „leider ohne Sturm und ohne jegliche Gefahr, aber doch sans peur et sans reproche und Ihrer Befehle gewärtig . . . Konsul Hubert Lunau!“ Und um den Beiden Gelegenheit zur Begrüßung zu lassen, wandte

er sich zu Susannen, ihr beide Hände entgegenstreckend. „Guten Tag, Fräulein Wildherz! Friisch wie die Welle und glänzend wie das Sonnenlicht. Ihnen sieht man es an, daß Sie mit den Meerjungfrauen schweesterlich befreundet sind.“

Hubert Lunau hatte in seinem langjährigen Verkehr mit den Spaniern etwas von ihrer ausgezeichneten, aber ceremoniellen Höflichkeit angenommen. „Nur die Hoffnung, daß die Frau Gräfin mein Eindringen in ihren Kreis nicht mit ungünstigem Auge ansehen wird,“ sagte er, „kann meine Kühnheit entschuldigen,“ und mit einer Artigkeit, die ein wenig altmodisch war und doch seinen grauen Haaren nicht übel stand, zog er die Hand, die ihm Therese reichte, an seine Lippen. Daß diese Hand in der Berührung mit der seinen zitterte, schien er nicht zu bemerken.

Um manches Jahr hätte Therese jünger, um manche Erfahrung und schwer erlernte Uebung ärmer sein müssen, wenn die freundliche Kühle und der ruhige Ernst dieser dunkelblauen Augen, die sie mit einem raschen Aufblick überflogen, nicht ihre Erregung gedämpft hätten. In keinem Zuge verrieth Lunau

die Absicht, sie prüfender betrachten zu wollen, als es sich bei einer ersten Begegnung für Zwei, die sich fremd sind, geziemt, oder auch nur die Neigung, mehr in ihr zu sehen, als er sehen dürfte.

„Sie sind mir kein Fremder mehr, Herr Konsul,“ erwiderte die Gräfin seine Begrüßung. „Herr von Bassowitz hat mir so viel von Ihnen erzählt, daß ich, hoffentlich nicht gegen Ihren Willen, einen guten Theil Ihres Lebens zu kennen glaube.“

„Ein alltägliches Leben, ein alltäglicher Mann, Gnädige; wenn Sie zuletzt den Unterschied zwischen der Wirklichkeit und den romantischen Schilderungen unseres gemeinsamen Freundes erkennen sollten, lassen Sie es nicht Ihren ergebenen Diener entgelten.“

Er war um einige Zoll kleiner als Detlev, eine gedrungene Gestalt, in der grauen, festanliegenden Toppe mit den grünen Aufschlägen an Aermel und Taschen, dem kleinen schwarzen Hut, auf dem eine Feder steckte, mit starkem grauem Bart, bräunlichem Gesicht, einem sturm- und wettergeprüften Jäger nicht unähnlich. Das Auffälligste an ihm waren seine bligenden blauen Augen. Unwillkürlich schlug Susanne die ihren, so fest und fest sie sonst zu

blicken vermochten, davor nieder, als die Gräfin sie jetzt mit dem Konsul bekannt machte: es war ihr, als wollte dieser Mann sie durch und durch sehen.

Vor der zierlichen, im Schweizersthl, mit zwei Balkonen und überhängendem Dach lustig und lustig von Holz und Glas aufgeführten Villa, welche die Gräfin im Unterland, auf der sogenannten Jütlandterrasse, unmittelbar am Meer, allein mit Susannen und einer Zofe bewohnte, nahmen die Herren von den Damen Abschied, sie wollten suchen, im Oberland ein ihnen zusagendes Haus zu finden. Es wurde verabredet, um die Zeit des Sonnenuntergangs sich bei dem alten Leuchtthurm zu treffen und den Abend gemeinsam zu verbringen.

Auf einer sanft ansteigenden Erhöhung des grasbewachsenen Bodens an dem Westrande der Insel ragt verwittert von braunrothen Ziegelsteinen die Ruine des alten Leuchtthurms auf, dessen oberer Theil abgetragen ist: schwerfällig, ungefügg, ein viereckiger Steinklumpen. Am Fuß des Hügels ist jetzt der neue, schlanke, weißgestrichene Thurm mit hoher Laterne errichtet, aber der alte ist der Lieblingsplatz der Schiffer geblieben, von denen immer

einige zu jeder Tageszeit hier müßig herumstehen, in die Ferne schauen, auf den Holzbänken es sich bequem machen oder den Badegästen nach einer auf einer Steinplatte entworfenen Richtungskarte die Luftlinie nach Hamburg oder Bremen, nach Tönning oder der schottischen Küste zeigen.

Auf der Bank an der Westseite der Ruine saßen Theresie und Susanne schon eine Weile einsam und schweigend. Das majestätische Schauspiel des still wogenden, unabsehbaren Meeres unter dem hoch und licht sich wölbenden, vom Abendsonnenglanz durchfluteten Himmel wiegte die Seele in Träume ein und ließ die Worte wie von selber verstummen. Aus der Tiefe klang das Heranrauschen und Zurückweichen der Wellen wie ein leis auf und ab schwingender harmonischer Akkord herauf. Ihnen gegenüber eilte auf goldrother Spur die Sonne nach der Nordspitze der Insel, dem Rande des Horizontes zu, von ihrem Widerschein lag ein warmer Ton auf dem sich ringsum ausdehnenden Rasenplatz, auf dem, friedlich an Pflöcke gebunden, die Hämmer maideten, mit eintönigem Ruf ihre Arbeit unterbrechend. Ein halblauter Seufzer entstieg plötzlich

der Brust der Gräfin, unbewußt, sie hätte nicht sagen können, wem er galt, welcher Empfindung oder Betrachtung er entsprungen. Und da Susanne zusammenfuhr und sie fragend anschaute, entgegnete sie: „Mir ist nichts, gutes Kind. Vielleicht seufzt die Creatur in mir über die Vergänglichkeit auch dieser Herrlichkeit oder aus Sehnsucht nach dem All. Warum ist die Stunde der Schönheit so kurz? Warum können wir nicht hingehen und verfließen in diesen Glanz!“

„Wenn es zu lange währte, Frau Gräfin, würde uns auch das Schauspiel des Sonnenuntergangs nicht zuletzt ermüden? Ja, wäre es der letzte, den wir erlebten! So aber freue ich mich darüber in der Gewißheit, daß sie morgen wieder aufgehen und untergehen wird. Das ewig Gleiche und Beständige würde mich ungeduldig und traurig machen.“

„Weil Sie jung sind, Susanne, und Ihre Hoffnungen größer und reicher als Ihre Erinnerungen, die Jugend entwickelt sich im Wechsel, das Alter wünscht sich einen ruhig beharrenden Zustand.“

„Das hohe Alter der Frau Gräfin!“ lachte Susanne.

„Immerhin gibt es mir einen melancholischen Vorzug vor Ihnen,“ sagte die Gräfin, „den, die Gefahren zu erkennen, welche in der Unbeständigkeit liegen. Die allein sind glücklich, die früh im Leben und in ihrem Gemüth einen festen Punkt gewinnen, sie stehen unerschüttert im Sturm- und Wellengebrause.“

„Und lohnte es sich, einen solchen Punkt zu gewinnen, auch wenn er nicht größer und reicher wäre, als etwa diese rothe Klippe?“

„Wie würde der draußen auf den Rissen Scheiternde ihre Bewohner beneiden!“ und die Gräfin erfaßte mit einer Art zärtlicher Heftigkeit Susannens Hand. „Unter den Briefen, die mir vorhin die Post brachte, befand sich auch einer von Lorenz Stechow. Er reist jetzt in Thüringen, er wollte Erfurt besuchen. Es ist so natürlich, daß er dabei Ihrer gedenkt, er empfiehlt sich Ihrer Erinnerung. Aus seinen Worten lese ich heraus, daß Sie einen Streit mit ihm gehabt, Sie sollten seine Freundschaft und Treue nicht so gering schätzen, mein Kind!“

Seit jener Sonntagnacht, wo sie ihm in so unzweideutiger Weise ihre Abneigung, ja ihren Wider-

willen bekannt, hatte Susanne sich weder im Guten noch im Bösen mit dem Kandidaten beschäftigt. Die Vorbereitungen zur Reise, die früher angetreten wurde, als ursprünglich von der Gräfin beabsichtigt war, hatten ihre Gedanken ebenso in Anspruch genommen, wie ihre Hand. In der Aussicht auf die Anregung und das Angenehme eines Badeaufenthalts, in der Gewißheit, dort Detlev wiederzusehen, verlor das Gegenwärtige beinahe jeden Werth für sie, der Kandidat und seine thörichte Liebe zu ihr verblaßte zu einem Schatten. Geschickt verstand sie es so einzurichten, daß sie nicht im Schlosse war, als er von der Gräfin sich zu verabschieden kam. Auf der Insel, unter der Fülle der neuen, lebhaft auf sie eindringenden Thatsachen und Eindrücke, wäre er aus ihrem Gedächtniß wie ausgelöscht gewesen, hätte die Gräfin nicht einmal erwähnt, daß auch er eine Reise angetreten. Allein da Susanne nichts darauf erwiedert, war das Gespräch nicht fortgesetzt worden. Daß die Gräfin nicht häufiger und wärmer Lorenzens gedachte, hatte sie mit der Hoffnung erfüllt, der peinlichen Erörterung über ihn für immer enthoben zu sein. Er mochte seiner Beschützerin an-

gedeutet haben, daß seine Werbung bei Susannen auf einen unüberwindlichen Widerstand gestoßen sei, und die Gräfin in Folge dessen es vorgezogen haben, ihren Plan stillschweigend aufzugeben, als ihn zurückgewiesen zu sehen. Um so tiefer verstimmten ihre Worte jetzt Susanne. Sie schienen ihr einen unerwarteten Umschlag des Windes anzukündigen. Gerade an dem Tage, wo Detlev angekommen! Sollte dieser unglückselige Kandidat sich denn beständig zwischen sie und den Mann drängen, für den die Stimme ihres Herzens, ach, nur zu laut und deutlich für ihr Empfinden, sprach! Die Gemeinsamkeit der Reise, der innigere Verkehr hatten manche Härten und Unebenheiten in ihrem Verhältnisse zu der Gräfin abgeschliffen, sollte es nun wieder zu seiner früheren Launenhaftigkeit und Reizbarkeit zurückkehren? „Sei's drum,“ sagte Susanne in sich hinein, „ich werde nicht Schuld daran tragen.“ Sie war nicht Willens, die Gräfin länger über ihre Gesinnungen gegen Lorenz in Zweifel zu lassen.

„Ich habe keinen Streit mit Herrn Stechow gehabt,“ antwortete sie darum, „und würde seine Freundschaft nach Gebühr zu schätzen wissen, Frau Gräfin,

wollte er dieser Freundschaft keinen andern Namen geben. Aber er versichert mich seiner Liebe und ich . . .“

„Und Sie?“ Therese hielt noch immer ihre Hand fest, trotz des leisen Versuchs, den Susanne gemacht, sie ihr zu entziehen. „Seien Sie aufrichtig, mein Kind, Sie lieben ihn nicht?“

Susanne war dunkelroth geworden, weniger vor Scham, als vor Zorn. „Nein,“ sagte sie und ihre Stimme hatte, obgleich sie bebte, einen harten Klang, „ich liebe ihn nicht, ich habe für ihn nicht einmal jene wohlwollende Gleichgültigkeit, die für ein armes Mädchen, wie ich es bin, zu einer vortheilhaften Heirath genügen müßte.“

Die Worte und noch mehr der Ausdruck in Susannens Gesicht hatten die Gräfin verletzt, sie ließ die Hand des Mädchens frei. „Ich wünsche Ihnen nicht, daß Sie aus wohlwollender Gleichgültigkeit heirathen, es dürfte bei Ihrem Wesen zum Unheil für Sie ausschlagen. Aber Sie sind heftig ohne Grund. Wer will Ihnen den Kandidaten aufzwingen? Er selbst würde zu stolz sein, ein Mädchen, das ihn nicht liebt, zum Altare zu führen. Wenn er sich trotz Ihrer Weigerung noch ferner um

Sie bewirbt, so beweist sich darin nur die Ausdauer seiner Neigung. Verachten Sie die Treue nicht! Die Welt hält so selten, was sie verspricht, und noch schneller als das Abendroth verdämmern die Träume des Glückes. Sie sind kein armes Mädchen, Tausende mit Ihrer Bildung und Ihren Gaben stehen mittelloser und verlassener da, doch wie leicht kann der Fall eintreten, daß Sie eines Schutzes bedürfen, eines besseren, als den ich Ihnen zu gewähren vermag! Ein gesichertes Heim, auch wenn es nur ein Pfarrhaus ist, mein Kind, wie viel mehr des wirklichen Wohlbehagens und des Lebensgenusses spendet es, als das schönste Luftschloß!“

Der Sanftmuth und der Mäßigung, mit der sie gesprochen, konnte sich Susanne nicht ganz verschließen. Es schluchzte etwas in ihr, aber sie entgegnete doch: „Sie zürnen mir, Frau Gräfin, und mit Recht. Es geziemt sich für mich nicht, so mit Ihnen zu reden. Allein die Sache will's, es geht mir gegen das Gefühl, Herrn Stechow auch nur einen Schatten von Hoffnung zu lassen, würden Sie mich selbst darum verstoßen!“

„Sie verstoßen?“ Die Gräfin machte eine Bewegung, als wolle sie das Mädchen an ihre Brust ziehen. „Welch' thörichter, häßlicher Gedanke! Vermögen Sie ihn wirklich zu fassen und auszudenken? Und das Alles um eines Fremden willen!“ Sie war aufgestanden und einige Schritte von Susannen weg zu dem Rande der Klippe gegangen. Es war, als müsse sie aus dem Anblick des Meeres Trost gegen eine unheimliche, in ihr aufsteigende Ahnung schöpfen. Wie sie dann wieder zu dem Mädchen, das vor sich hinstarrend auf der Bank sitzen geblieben war, zurückkehrte, sagte sie: „Und fortan nichts mehr von ihm, bis Sie selber von ihm anfangen werden.“

„Das wird lange dauern,“ meinte Susanne mit einem Anflug ihrer früheren Heiterkeit.

Doch würde ohne die Ankunft der beiden Herren, die durch eine der schmalen Dorfgassen daher zu der Höhe kamen, die Verschleierung, die über ihren Gemüthern hing, schwerlich gewichen sein, so aber ließen Detlev's Humor und Redseligkeit ihnen bald keine Zeit, ihrer Verstimmung nachzuhängen. Es war natürlich, daß die Gräfin seinen Arm nahm, um den Abhang hinab und den Pfad, der von den Kartoffel-

feldern, die ihn auf beiden Seiten begrenzen, den lustigen Namen der Kartoffelallee von den Reisenden erhalten hat, entlang nach der Nordspitze zu gehen; sie hatte so viel von ihm zu hören, er ihr trotz der zwei ausführlichen Briefe, die er ihr geschrieben, so viel zu erzählen. Trotzdem empfand es Susanne in ihrer Gereiztheit wie eine Vernachlässigung: warum geht er nicht mit mir? Beide Herren hatten der Gräfin kleine Rosensträuße mitgebracht, für sie hatte nur Lunau diese Aufmerksamkeit gehabt.

Nun, der schlimmste Gefährte war er nicht. Sie merkte es bald. Er hatte das Wesen und das sichere Auftreten eines Mannes, der sich allen Lagen und jeder Umgebung durch die Kraft seines Willens und seiner Glücksgüter gewachsen fühlt. Leicht drang der wohlwollende Ton seiner Stimme, wie er aus seinem Herzen kam, zu dem ihrigen. Er erinnerte sie an den verstorbenen Grafen, nicht in seiner Erscheinung und seiner Haltung, denn er ging nicht vornüber geneigt wie Jener, sondern hielt sich gerade, den Kopf ein wenig in den Nacken zurückgeworfen, aber in der Höflichkeit und Güte, mit der er sie behandelte. Gerade nach der Auseinandersetzung mit

der Gräfin schmeichelte ihr die Anerkennung doppelt. Lunau tabelte nichts an ihr, gab ihr keine guten Lehren und dachte nicht daran, den Einfällen und Sprüngen ihrer Phantasie mit seiner grauen Weisheit einen Zwang anzuthun. Ihr wiederum kam es zu Statten, daß sie im Verkehr mit dem Grafen an eine ernstere Unterhaltung sich gewöhnt und Theilnahme für die Dinge gewonnen, welche die Männer beschäftigen. Auf diesem Spaziergang hatte sie noch überdieß einen Vortheil vor ihm voraus: sie war, wie sie lachend sagte, schon eine alte Helgoländerin, die jeden Steg auf der Insel gegangen, jeden Winkel aufgestöbert habe und dreimal um die Insel herumgefahren sei, und konnte ihm, der das „Zaubereiland“, wie sie es genannt, erst vor drei Stunden betreten, als Fremdenführer dienen.

„Was erscheint Ihnen so zauberisch an dieser dürftigen Klippe?“ fragte er. „Die Kartoffelblätter, das armfelige Gras, der zerbröckelnde rothe Schieferfels, die Häuschen, die irgend eine Schwanenjungfrau in alter Zeit, über die Insel dahinfahrend, aus ihrer Spielzeugschachtel verloren hat? Da ist nichts Grandioses und nichts Phantastisches.“

„Wenn Sie die Schönheit zerlegen, was ist noch schön? Und ist es nicht groß und überwältigend, magisch ist es doch. Blicken Sie einmal zurück.“

Auf dem Pfade, der erst eine Strecke eben fortgelaufen war, sich dann wie in eine Erdmulde gesenkt und darauf wieder erhoben hatte, stand hier eine Bank; man hatte den reizendsten Ausblick auf das zur linken Hand gelegene Dorf mit seinen kleinen, windschiefen, schindelgedeckten Häusern, aus deren wunderlichem Gewirr sich die altersgraue Kirche erhob, das Ganze eingehegt von grünen, abendrothüberhauchten Rasenflächen mit Gebüsch und manns hohen Bäumchen darauf, weiterhin unten in der Tiefe das spiegelglatte Meer mit den Dampfem, den Schaluppen, den heimwärts gewandten Segelbooten, der langgestreckten Düne, deren Goldton mehr und mehr in das Silberne und Fahle überging; zur Rechten stand der alte Leuchtturm schon schwärzlich dunkel, scharf abgerissen gegen den Himmel, während in den blanken Scheiben der Laterne des neuen sich der Sonnenuntergang spiegelte. Und über all' diesem sanften und malerischen Farbenreiz ein großes und freies Athmen, als ob sich der Odem

des Himmels mit dem Odem der Nordsee zu einem Lebenshauch vereinigt hätte, eine Unendlichkeit in der Höhe, eine Unabsehbarkeit ringsum.

Hubert Lunau war gehorjam auf Susannens Wunsch stehen geblieben. Aber er betrachtete weniger das anmuthige Landschaftsbild als den Widerschein desselben in dem zart gerötheten Antlitz seiner Begleiterin. Sie empfand es wohl und war nicht böse darüber. „Ja, es ist schön,“ sagte er nach einer kurzen Pause, „doch für meine alten Augen ist sein Abglanz auf Ihren Wangen und Ihre Freude darüber noch schöner.“

„Dann werd' ich mich täglich über Helgoland unbändig freuen, Herr Lunau,“ lachte sie, „bis Sie es lieb gewinnen und mit Faust rufen: ‚Am farbigen Abglanz haben wir das Leben.‘“

„Topp! Das soll ein Wort sein, Fräulein Wildherz. Also immer ein freundliches Gesicht, auch wenn es regnet und die See großt.“

„O, ich möchte schon bei scharfem Winde hinausfahren.“

„Seefest?“ Und er blickte sie schelmisch an.

„Leidlich,“ entgegnete sie in demselben Ton.

„Dann segeln wir einmal hinaus, dorthin,“ — und er zeigte auf eine unförmliche schwärzliche Masse auf dem Wasser — „wo das Wrack hinter den Riffen liegt.“

• „Die Frau Gräfin ist ängstlich und wird es kaum erlauben.“

„Unter meinem Schutz? Mit einem so alten Onkel!“ Er schien nicht daran gewöhnt zu sein, Hindernisse sonderlich zu beachten.

„Das wäre eine enge Verwandtschaft für unsere noch so junge Freundschaft.“

„Wird mit jedem Tage älter.“

„Aber unser Vertrag ist noch ein einseitiger, Herr Lunau. Für das müntere Gesicht, das ich Ihnen an jedem Morgen zeigen soll, was setzen Sie ein?“

„Was Sie wünschen, Fräulein Wildherz, was Sie wollen,“ sagte er eifrig, mit einer spanischen Höflichkeitsformel, „ich lege mich Ihnen zu Füßen.“

„Ich verlange nicht viel: Sie dürfen die Insel nicht eher verlassen, bis ich es erlaube.“

„Oder bis Sie mir ein verdrießliches Gesicht gemacht haben. Das ist ein billiger, ein verständiger

Vertrag, unter dem wir eine Reihe glücklicher Tage verleben werden.“

„Berufen Sie das Geschick nicht!“

„Sind Sie abergläubisch? Weiß wohl, daß wir nicht gutes oder schlechtes Wetter zaubern können, habe aber gefunden, daß es doch in den meisten Fällen von uns abhängt, wie wir es aufnehmen. Wollte auch einmal mit dem Kopfe durch die Wand und schrie und stöhnte vor Zorn und Verzweiflung, weil die Dinge in Wirklichkeit anders als in meinen Träumen waren. Hätte damals die ganze Welt mit einem Faustschlage vernichten mögen! Ach, ich bekam nicht die Welt in meine Gewalt, sondern sie trat mich unter ihre Füße. Habe mir daraus die Lehre gezogen, mich zu bescheiden und statt die Welt, meine Vorstellung von ihr zu bessern. Es gibt so viel Gutes im Leben, um uns her, wir verderben uns nur die Freude daran, indem wir es immer noch besser, noch schöner haben wollen. Wenn wir uns einen genügsamen Sinn bewahren, soll uns das Schicksal auf der rothen Klippe wenig anhaben, Fräulein Wildherz!“

„Du hast es leicht, die Genügsamkeit zu preisen,“

dachte Susanne, — „ein Millionär!“ Allein zugleich fiel es ihr ein, welche Anstrengungen, welche Arbeit und Kraft, welch' großen Theil seines Lebens und seines Verstandes dieser Mann daran gesetzt haben mußte, diese Million zu erwerben. Ob es Detlev mit all' seinen Gaben je so weit bringen würde? Trotz der Ueberlegenheit, die ihm seine bestechende Persönlichkeit, sein geschmeidiges Wesen und sein adeliger Name vor Lunau verliehen, der sich aus der Tiefe emporgekämpft und dem für Susannens aristokratisches Empfinden noch ein leises Etwas von dem Staub des langen Weges und dem Schweiß der Mühsal anhaftete? Der Zweifel, der sie darüber beschlich, steigerte ihre Hochachtung vor dem glücklichen Sieger. Der Gegensatz zwischen der Enge und Bescheidenheit ihres Vaterhauses und der Pracht und Weiträumigkeit des Rankau'schen Schlosses hatte sich zu tief in ihrem Gemüth festgesetzt, um nicht auf all' ihre Anschauungen und Pläne einzuwirken: eine geheimnißvoll treibende Kraft, deren sie sich kaum noch bewußt war. Aber noch mehr als der ererbte, war der erworbene Reichthum; sie hütete sich wohl, ihr Staunen und ihre Bewunderung in

Worte zu kleiden, doch in ihren Gedanken fing das Bild Lunau's an, sich auf einem Goldgrund abzuzeichnen.

„Genügsam,“ sagte sie, wie nach einer Pause des Nachsinnens, auf seine letzte Rede, „sind im Grunde nur Die, welche sich die Mehrzahl ihrer Wünsche erfüllen können; die Armen, denen kaum die Hälfte des Nothwendigen zu Theil wird, müssen immer ungenügsam nach der fehlenden Hälfte verlangen.“

„Sind wir nicht Alle arm? Fehlt es nicht einem Jeden an dem Punkte über dem i? An dem Schlußstein seines Glückes? Auf dieß Letzte gelassen verzichten zu können, das ist die wahre Lebenskunst. Aber sie paßt nicht für ein junges Herz. Seien Sie nur ein wenig toll und unbändig, der alte Onkel bringt Alles in's Gleiche, auch gegenüber der gestrengen Frau Gräfin.“

„Immer der alte Onkel! Womit liebäugeln Sie eigentlich, Herr Konsul, mit dem Oheim oder mit dem Alter? Die Frau Gräfin redet auch gern von ihren Jahren; ich glaube, Sie wollen mir Beide dadurch meine Jugend und Unerfahrenheit besonders

fühlbar machen, und ich habe mich mit meinen dreiundzwanzig Jahren doch für so alt und so klug gehalten!“

„Meinen Respekt vor Ihre Gnaden dreiundzwanzig Jahren!“ lachte Lunau und nahm grüßend seinen Hut ab, dann aber, ehe er ihn wieder aufsetzte, fuhr er sich über die Stirn und die Augen und sagte: „Das Blütenalter für ein Mädchenherz. Möge es Ihnen die schönste Rose zeitigen!“

Es war unmöglich, sich dem Eindruck herzlicher Güte zu entziehen, die in seiner Stimme wiederklang. Wie ein warmer Hauch überfloß es Susannens Leib.

Nicht weniger lebhaft, als die ihrige, war die Unterhaltung des ihnen immer um ein Duzend Schritte voranschreitenden Paares gewesen. Detlev und die Gräfin hatten einen leichten Gang, während Susanne den ihren nach dem schweren und langsameren Lunau's regeln mußte. Auf die Bitte der Gräfin hatte Detlev ausführlich seine Begegnung mit dem Freunde, ihr Zusammenleben in Hamburg geschildert; sie wurde nicht müde in ihren Fragen, er nicht in seinen Erzählungen. Lunau hatte den Vorschlag, Detlev nach Helgoland zu begleiten, anfänglich

zurückgewiesen, erst dessen Versicherung, daß er der Gräfin nicht unwillkommen sein würde, hatte ihn dazu bestimmt. „Denn bei all' seiner Gleichgültigkeit gegen die Schönen,“ hatte Detlev hinzugesetzt, „ist er ein artiger und gefälliger Gentleman. Wette, daß er einen sentimentalen Liebhaber abgeben würde, wenn es einem Weibe gelänge, sein fünfzigjähriges Herz zu rühren.“

„So werde ich Ihnen also die Bekanntschaft dieses Sonderlings zu danken haben.“

„Nicht mir, sondern Ihrem Künstlerruhm, Gnädigste. Ich konnte nicht umhin, von der großen Sängerin Therese Reichardt zu sprechen und der Name hatte noch seinen Zauberklang. Er war über den Ocean gedrungen, Lunau entsann sich sogar eines Bildnisses von Ihnen in einer illustrierten amerikanischen Zeitung, und daß einmal, kurz vor Ihrer Verheirathung, das Gerücht gegangen, Sie würden zu einem Gastspiele hinüberkommen. Da bedurfte es keiner besonderen Ueberredung meinerseits.“

Die edlen Züge der Gräfin erhielten einen feineren Glanz und eine tiefere Farbe; mit unverkennbarem Vergnügen vernahm sie diese späte Wirkung

ihrer Berühmtheit, wie sich Detlev ihre Bewegung auslegte; für sie aber mischte sich in die Freude, daß auch für Lunau die Vergangenheit nicht ganz erstorben sei, die Befriedigung, unter allen Umständen auf sein Schweigen und seine Zurückhaltung rechnen zu können. Er schien es von ihrem Willen abhängig zu machen, ob ihre gemeinsamen Erinnerungen noch ein Echo haben sollten, ob nicht, wie fein und klug hatte er darüber gegen Detlev geschwiegen!

Wie immer bei dem Sonnenuntergang war auch heute die Nordspitze der Zielpunkt der meisten Spaziergänger gewesen. Sie saßen auf den Bänken, sie standen in Gruppen umher, Einige hatten sich auf dem Rasen hart am Rande des Felsens ausgestreckt. Durcheinander schwirrend Gelächter und Scherze, empfindsame Betrachtungen und schlechte Späße, Thörichtes und Gescheidtes, bis dann allmählig die Majestät des Schauspiels in einem leisen Schauer die Klugen wie die Einfältigen verstummen ließ. Da wo am Horizonte Wolken und Wasser auf einander zu liegen schienen und die Fläche weithin purpurgoldig erglänzte, war eine ganze

Schaar von Fischerbooten versammelt, zum Fischfang für die Nacht.

„Sieht es nicht aus, als wollten sie in ihren Netzen das flüssige Gold aus der feuchten Tiefe holen?“ sagte die Gräfin. „Und was bringen sie heim!“

„Und wenn sie einen Goldfisch fängen,“ entgegnete Lunau, „was nützte es ihnen, wenn sie seinen Werth nicht kennen oder keinen Käufer dafür fänden? Die Ferne täuscht Sie, Frau Gräfin, die Leute suchen nichts als Schellfische und suchen wir selber viel Besseres?“

Ihren ersten gemeinschaftlichen Abend in Helgoland festlich zu begehen, wollte Lunau sich nicht nehmen lassen. Theresie hätte es vorgezogen, mit ihm allein im einsamen Wandelgang auf dem Oberland, im Schein des Mondes, der Licht und Lichter aus den Wolken hervortrat, ihr Wiedersehen zu feiern, aber sie widersprach seinem Wunsche nicht lange. Im Kurhaus brannten die Lampen, spielte die Kapelle im gefälligen Wechsel ernste und heitere Stücke: hier war bald für die kleine Gesellschaft ein behaglicher Platz gefunden. An der Fröhlichkeit ihrer Genossen

merkte die Gräfin, daß ihre hochgestimmte Empfindung wenigstens zu dieser Frist keine Aussicht auf Verständniß und Theilnahme habe: ein bitterer Tropfen mischte sich ihr darum in den Champagnerfeliç, als sie mit Lunau und den Anderen auf „ein paar vergnügte Wochen“ anstieß.

Sie war Schauspielerin und Weltdame genug, die Enttäuschung still in sich zu verwinden. Der fünfzigjährige Mann, der an ihrer Seite saß, war der wilde und trozige Jüngling nicht, den sie vor sechsundzwanzig Jahren gekannt und gefürchtet. Wie sein Haar grau, war sein Blut kälter geworden. Wenn es ihr wohlthat, daß er sie in der Gegenwart der Anderen wie eine Dame behandelte, die er heute zum ersten Male sah, und mit keinem unbescheidenen Blick ihre Züge durchforschte, mußte sie auch seine anderen Eigenschaften hinnehmen: seine gesunde Ekhlust, das Behagen, mit dem er seinen Wein schlürfte. Der Hubert Lunau ihrer Erinnerungen würde über ihren Anblick Speise und Trank vergessen haben, aber er hätte ihr dafür auch nicht die Rücksicht und die Huldigung des gegenwärtigen bewiesen. Konnte sie von dem Manne, der breit und

voll in's Leben hineingewachsen war, die Schwärmererei und den Rauch des Jünglings verlangen? Und doch schmerzte es sie, aus der einen und der andern Aeußerung Lunau's herauszuhören, wie entnüchtert er die Welt betrachtete. Detlev mochte dieselben materialistischen Ansichten hegen, allein sie wurden von den Einfällen seines Humors verbrämt oder verbargen sich hinter seiner Gleichgültigkeit und Sorglosigkeit in allen Geldangelegenheiten, dem Erbtheil seiner flotten Offiziersjugend. Hubert war der Plebejer geblieben, aufrichtig in seiner Rede, ein genauer Rechner, im Vollgefühl seines Reichthums, Dinge und Menschen gleichsam unwillkürlich nach ihrem Geldwerth abschätzend. Es war ihre Schuld, wenn sie sich ein anderes Bild von ihm entworfen, wenn sie ihn nach der Bornehmheit ihres verstorbenen Vaters, nach ihrem künstlerischen Maßstabe beurtheilte. Im Schmelz der Jugend und im Feuer der Leidenschaft mochte der Tischlerssohn für sie, die damals selbst noch jung und weltfremd gewesen war, einen dämonischen Zug gehabt haben, jetzt hatte die Zeit den Schmelz von dem Manne abgestreift. Nicht gleich, nicht ohne Anstrengung fand sie sich ihm

gegenüber zurecht, nur immer lebhafter wurde das Verlangen in ihr, sich mit ihm auszusprechen, als müsse aus diesem Austausch ihrer Erinnerungen und Wandlungen die Flamme der alten Freundschaft, ihre Gegenwart verklärend, wieder aufleuchten.

Unter dem Lachen und Schwätzen der Anderen — denn wie hätte es an einem Tische, an dem Detlev saß, still hergehen können! — hatte sie sich in diesem Gedanken eingespinnen, als ein fröhlicher Ruf Susannens sie aus ihrer wachen Träumerei riß. „Schade, daß ich keine Fee bin,“ hatte die Uebermüthige gesagt, der die Freude und der Wein aus den Augen lachten, „all' Ihre Wünsche sollten in Erfüllung gehen, Herr Lunau!“ Und er darauf: „Habe zunächst keinen Wunsch, als die der Frau Gräfin und die Ihrigen erfüllen zu dürfen.“ Sein Glas hatte mit leichtem Klange das Susannens und das der Gräfin berührt. Ein Duzend Tropfen hatte Theresse von dem perlenden Schaum genippt, ihre Augen gingen unruhig von Hubert zu dem Mädchen und von diesem zu ihm zurück. Er machte gar kein Hehl aus der Theilnahme, die sie ihm einflößte. Wenn er ein junger Mann gewesen — aber welchen

Genuß konnte dem Gereiften dieß harmlose Geplauder, diese Neckerei gewähren? Welchen — und es war der Gräfin plötzlich, als sähe sie auf dem Grund ihres Kelches, wie in einem Spiegel, ihr Bild: das Gesicht einer alternden Frau. Ein Fragezeichen erhob sich vor ihr, dunkel, stumm und doch eine Fülle von Gedanken in sich schließend. Sie hatte sich bisher nur mit Lunau's Wesen und Erscheinung beschäftigt und es einer strengen Prüfung unterworfen, ohne sich zu sagen, daß er vielleicht an ihr dasselbe Recht übe. Wenn sie ihn noch mehr enttäuscht hätte, als er sie? Wenn ihre Matronenhaftigkeit seinen heiteren Sinn noch mehr befremdete, als ihr Antlitz, in dem er umsonst nach den Zügen seiner Therese gesucht? Es war ihr unerträglich, so verkannt zu werden. Nein, er sollte nicht glauben, daß die Künstlerin ganz in der Gräfin untergegangen, daß ihr Geist vor der Zeit stumpf und ihre Phantasie träge geworden seien. Nicht länger mochte sie neben diesem Kinde die zweite Rolle spielen. In hastigen Zügen, wie um einen brennenden Durst zu stillen, leerte sie ihr Glas; ob von dem Trunke oder von ihrer Leidenschaft, sie

empfand das raschere Wallen ihres Blutes durch ihre Adern.

Die Unterhaltung wurde noch einmal so lebhaft und anregend, seit sich die schöne Frau eifriger daran betheiligte. Sie hatte doch zu viel erlebt und gelesen, um nicht die Aufmerksamkeit ihrer Zuhörer zu fesseln und mit ihren inhaltreichen und von tiefem Gefühl bewegten Reden Susannens Mädchenplauderei leicht aus dem Felde zu schlagen. Um so leichter, da Susanne mit nicht geringerem Vergnügen als die beiden Männer ihren Worten lauschte und gerne schwieg. Lernbegierig horchte sie auf jedes fluge Urtheil, jede sinnige Aeußerung der Gräfin und beneidete sie um jenen vollen Strom der Empfindung, der ihrer eigenen Brust wie ihrer Stimme versagt war. Lunau war ganz Ohr, überrascht und in seiner Weise hingerissen.

„Wie schön Sie sprechen, Frau Gräfin!“ sagte er einmal und setzte das Glas, das er an den Mund führen wollte, ohne es zu berühren, nieder. „Das funkelt und perlt goldiger als dieser Wein. Wenn es wie Schmeichelei klingt — vergeben Sie's, es ist so lange her, daß ich unsere Sprache aus dem Munde einer edlen Frau gehört.“

Detlev allein führte das Gespräch mit ihr weiter, er war fein genug, ihr alle Vortheile zu lassen, sie zu reizen und ihr immer neue Gelegenheiten zu verschaffen, ihr Gemüth und ihre Einbildungskraft zu offenbaren. Gewann er doch dadurch einen Einblick in alle Falten ihres Wesens und hörte alle Saiten schwingen — auch die, der er den ersehnten Ton zu entlocken hoffte. Denn der Einfall, sein Glück bei der Gräfin zu versuchen, hatte sich in diesen Wochen bei ihm zu einem festen Entschluß verdichtet. Eine so große Aussicht hatte sich ihm noch nie geboten, er war der ewigen Wanderungen und des unsicheren Daseins überdrüssig. Die Absicht Lunau's, sich irgendwo in Deutschland niederzulassen und sein Alter und sein Vermögen vergnüglich zu genießen, hatte in ihm den gleichen Wunsch erregt. Auf die einfachste und, wie er meinte, natürlichste Weise wurde er erfüllt, wenn die Gräfin seine Hand annahm. Und stand so Großes auf dem Spiel, wenn sie dieselbe ausschlug? Nicht das Geringste; keine Frau nimmt es übel, daß man um sie wirbt; „heißt sie mich gehen, wird sie mein Scheiden mit einem Seufzer begleiten und vielleicht meine Rente aus

Freundschaft verdoppeln," überredete er sich. Die rechte Stunde und der rechte Ort: das ist Alles bei einem solchen Abenteuer. Hier in Helgoland dachte er beide zu finden oder mit seinem Witz herbeizuführen.

Der Tisch, an dem sie saßen, hatte bald die Aufmerksamkeit der Gäste, die nicht allzu zahlreich im Saale waren, auf sich gezogen; die Frauen schauten verstohlen zu Detlev hinüber, die Männer stritten leise, ob die Gräfin oder die Gesellschafterin die anziehendere Erscheinung sei. Einzelne Aeußerungen drangen auch wohl in den Pausen, wo die Musik ausruhte, zu den in der Nähe Sitzenden hinüber und vergrößerten noch ihr Erstaunen, so weit ab lagen sie von den Alltagsgesprächen. So war es nicht auffällig, daß die beiden Damen, die, grau in Grau gekleidet, in den Saal traten, neugierig und zugleich wie erschrocken auf die kleine Gruppe blickten: Lunau hatte gerade die Gläser von Neuem vollgefüllt und Detlev mit etwas zu laut erhobener Stimme „Raum für den Flügelschlag der freien Seele!“ gefordert. Wie unentschlossen blieben sie einen Augenblick an einem der Holzpfeiler des Saales stehen, ob es nicht geziemender für sie sei, sich von einem Ort so

rauschenden Lärms zurückziehen, allein schon lud sie einer der Kellner dienstfertig ein, Platz zu nehmen. Susanne hatte sie sogleich wieder erkannt, und war es nun eine Bewegung in ihrem Gesicht oder der Zufall, der Detlev den Kopf den neuen Ankömmlingen zuwenden ließ — er und Susanne verstanden sich und lachten Beide, nicht mit einem Laut, aber um so deutlicher in ihren Mienen.

„Mutter und Tochter!“ sagte halblaut Detlev. „Die Freundinnen des Fräuleins von Güstrow!“ Und ehe noch die Gräfin, die sich bei seinen Worten verfärbte, es ihm mit einem Winke hatte verbieten können, fuhr er in demselben Flüsterton fort: „Aufgepaßt, Herr Konsul, fühlen Sie keinen elektrischen Schlag oder ein magnetisches Ziehen? Drüben an dem Tisch sitzt eine junge, blasser Dame, die schon manche Nacht Thretwegen schlaflos zugebracht hat, leider kehrt sie Ihnen den Rücken zu, doch ich hoffe auf die Wirkung in die Ferne.“

„Wer?“ fragte Lunau gedehnt, die Stirn gerunzelt. „Die Bremerin? Die kindische Geschichte, die Sie mir in Hamburg erzählten? Weibergeväsch!“

„Sie haben mich die Geschichte ja nicht zu Ende erzählen lassen. Ohne den Schluß, den wir in Nischeburg eronnen hatten, ist's lächerlich, eine Gespenstergeschichte ohne Geist.“

„Welchen Schluß?“ Ungeduldig trommelte Lunau mit den Fingerspitzen auf der Tischplatte. Unruhig verfolgte die Gräfin jede seiner Bewegungen, ungewiß, ob sie einschreiten oder der Geschwägigkeit Detlev's ihren Lauf lassen sollte.

Da nahmen die Musikanten ihr Spiel wieder auf und unwillkürlich drehte das junge Mädchen in Grau ihren Kopf nach der Estrade zu, auf der dieselben saßen. Wie mit einem Blick sahen Lunau und Theresie in dieß feine, längliche, blasser Gesicht mit dünnen Lippen und scharf hervortretender Nase. Eine Blutwelle schoß über Theresens Wangen und sie schloß die Augen.

„Sein Gesicht!“ murmelte Lunau in sich hinein und ballte, wie in der Wallung eines mächtigen Zorns, die Faust. Die Fremde hatte nicht bemerkt, daß sie der Gegenstand ihrer Beobachtung geworden, und wandte sich wieder nach ihrer Mutter zurück.

Inzwischen hatte Detlev das Geräusch und den

Lärm der Instrumente benutzt, um den Oberkellner, die lebendige Chronik des Bades, heranzurufen und über die beiden „Grauen“ auszufragen.

„Es ist richtig,“ sagte er lachend, „ich habe doch etwas vom Mephisto in mir . . . Senatorin Rickmers aus Bremen mit dem Fräulein Tochter, sehr reich . . . Als ob der alte Bursche mir den Rath geben wollte, auf Freiersfüßen zu gehen, mir oder Ihnen, theuerster Freund.“

Lunau hatte seinen Gleichmuth wieder gefunden.

„Wissen ja, mein lieber Herr von Bassowitz, welsch' überzeugter Hagestolz ich bin; wir Hamburger lieben die Bremer nicht und obenein mißfällt mir der Name.“

Während des ganzen Vorfalles hatte Susanne, den Kopf zurückgelehnt, mit träumerischem Ausdruck bald nach der Decke geblickt, bald nach der Musik hingehorcht, in der rechten Hand leise die Rose hin und her bewegend, die ihr Lunau geschenkt, als kümmerete sie das Gespräch in keiner Weise, obwohl sich ihr Ohr kein Wort und ihr Auge keine Geberde entgehen ließ. Bei der letzten Aeußerung Lunau's wandte sie ihm, in der natürlichsten und anmuthig-

sten Bewegung, als fehre sie aus dem phantastischen Reich, in das sie die Harmonieen der Musik entführt, wieder zur Wirklichkeit zurück, ihr Gesicht voll und ganz zu. Ein solcher Glanz von Jugendfrische, Freude und Verstand lag darauf, in den warmen Farbentönen, die der Champagner um eine Schattirung erhöht, daß er niemals ein schöneres Mädchen-gesicht gesehen zu haben glaubte. Wie hieß doch die Göttin, die im Olymp dem müden Herkules die Nektarschale kredenzt? Verworren und verwirrend lief ihm etwas, was er weder nennen noch fassen konnte, durch den Sinn. Susannens Herz aber triumphirte in Schadenfreude; daß ihm die „graue“ Bremerin nicht gefiel, daß er eine Annäherung ablehnte, befriedigte ihre instinktmäßige Abneigung gegen dieselbe. Sie hatte keinen zureichenden Grund dafür, aber der Widerwille war da. Selbst wenn Lunau das Mädchen geheirathet hätte, was ging es sie an? Oder doch? Und nachdenklich senkte sie das Haupt.

Bei dem Aufbruche aus dem Konversationshause bot Lunau der Gräfin den Arm. Sie hatte es erwartet und war nun doch stumm. Nur eine kurze

Straße lag zwischen der Villa und dem Konversationshause, Therese schlug vor, noch einmal die Jütlandterrasse am Strande des Meeres auf und nieder zu wandeln: sie rang nach Worten. Es war die Stunde der Hochflut, sie donnerte gegen das Bollwerk und zuweilen spritzte der Gischt einer Woge weithin über die Spizen der Pfähle. Wie eine weißglänzende Geisterbrücke spannte sich von der Insel zur Düne hoch oben am Himmel mit ihren fernen Gestirnen und Nebelflecken die Milchstraße.

„Ist es nicht, als ob unsere ganze Vergangenheit wieder vor uns auferstünde,“ hob sie an, „ich weiß nicht, ob uns mit hinab in die Tiefe zu reißen!“

Lunau hatte nicht entfernt solch' tragische Gedanken. „Was kann sie uns anhaben?“ antwortete er. „Ein dunkles Meer ist seitdem zwischen uns gerollt, Frau Gräfin, und ein Jeder von uns hat sich an einem andern Ufer sein Leben in seiner Weise eingerichtet. Wollen wir uns die Gegenwart, die uns ein so seltenes, so unerwartetes Wiedersehen gewährt hat, durch vergangene Schrecken verdüstern?“

„Ich fürchte die Zukunft,“ erwiderte sie. „Und

auch Ihre Gefäßtheit hielt vor dem Anblick jenes Mädchens nicht Stand.“

„Sie gleicht ihrem Vater; aber ich versichere Sie, Frau Gräfin, die Wallung ist vorüber, ich schäme mich ihrer. Bei meinen grauen Haaren — es ist so thöricht, eine Nebenbuhlerschaft von“ — nun war er doch ein zu höflicher Mann, um ihr in's Angesicht zu sagen, daß es sechsundzwanzig Jahre her wäre.

„Sie sind ein Mann, ich kann mich nicht zu Ihrer Gelassenheit aufschwingen. Seit mir Bassewitz zum ersten Male wieder Ihren Namen nannte, hab' ich die Stunde herbeigesehnt, die mich mit Ihnen vereinigen würde, wo ich Ihnen mein Herz ausschütten könnte. Nach dem Tode meines Gatten sind Sie mein ältester Freund, ich habe nicht vergessen, was Sie mir einst versprochen, und daß ich darauf rechne, mag Ihnen beweisen, wie theuer Sie mir trotz alledem und alledem geblieben sind!“

„O weh!“ dachte Lunau. Was mochte er ihr Besonderes gelobt haben? Ewige Treue, unverbrüchliche Freundschaft — er wußte es längst nicht mehr. Welch' Vergnügen konnte es nur einer so geistvollen, so vornehmen Frau bereiten, eine ärmliche, leiden-

schastliche und schuldbolle Vergangenheit heraufzubeschwören? Allein er hatte nicht den Muth, ihr rundweg Nein! zu sagen, und während sein Herz ihm zuflüsterte: „Rühre nicht an dem alten Trödel, es fliegt eine Staubwolke auf, die dich erstickt!“ sprach sein Mund: „Verfügen Sie über mich, Frau Gräfin, in Allem Ihr gehorsamer Diener.“

„So erwart' ich Sie morgen, wenn Su — wenn Fräulein Wildherz zur Düne hinübergefahren ist.“

Sie standen wartend vor der Villa, langsam kamen Detlev und Susanne einher.

Sie hatte an sich halten müssen, um ihm ihre Freude, endlich mit ihm allein zu sein, nicht zu verrathen.

„Sie sind auf dem Wege, eine große Eroberung zu machen, mein schönes Fräulein,“ sagte er. „Den ärgsten Weiberfeind — der ärgste, weil er seine Gefinnung nicht ausspricht — zu befehren. Blicken Sie nicht so sehnsüchtig zu den Sternen, hier auf der Erde liegt ein näheres und greifbareres Glück.“

„Schieben Sie mich vor, weil die Senatorstochter nicht zieht?“

„Ich schiebe nicht, Sie, wir Alle werden

geschoben. Von unsichtbaren Mächten. Und um Sie gaukelt Amor, heute trifft er einen unglücklichen Kandidaten —“

„Und morgen einen lebenswürdigen alten Herrn, wollen Sie doch fortfahren. Freuen Sie sich lieber, daß Sie unverletzt bleiben, Herr von Bassewitz, gerade wie ich.“

„Sie Listige! Ich werde mich wohl hüten, meine Wunde einzugestehen.“

„Natürlich, Amor müßte Sie in den Rücken getroffen haben, denn Sie flohen mich beständig.“

„Um demüthig wiederzukehren, wie der Augenschein lehrt.“

„Ich muß es hinnehmen,“ sagte sie, mit einem Umschlag ihrer Stimmung aus dem Scherz in die Schwermuth, „ich bin neben der Gräfin nur wie der kleinste und schwächste Stern neben der Sonne. Sie ist so schön und so beredt; wenn ich ein Mann wäre, würde ich sie vergöttern. In Allem ist sie mir überlegen — und doch, ich fühl's“ -- und ihre Stimme sank zu einem zärtlichen Geflüster herab und ihre Rechte preßte sich auf ihre Brust — „auch hier ist Musik.“

Und die letzten Schaumperlen einer mächtigen Frenzel, Nach der ersten Liebe. I. 15

Welle, die über das Bollwerk schlug, spritzten über sie hin, ihr heißes Gesicht kühlend.

Susanne und die Gräfin waren in das Haus getreten, die Männer stiegen die hohe Treppe zum Oberland hinauf.

„Kalkulire, daß Sie den Abstecher nach Helgoland nicht bereuen, Verehrtester! Diese Gräfin lohnt die Fahrt.“

„Eine ausgezeichnete Frau. Und noch so wohl erhalten an Leib und Seele. Auch darin, daß immer noch die leidenschaftlich bewegte Schauspielerin durchschlägt.“

„Stört Sie das? Mir erscheint es für den längeren Umgang ein Reiz mehr, diese Frau kann niemals langweilig werden.“

Lunau that zwei, drei Züge aus seiner Cigarre.

„Uebrigens eine reizende Kleine, dieß Fräulein Wildherz!“

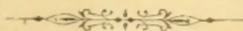
„Allerliebßt und nicht glücklich in ihrer Stellung.“

„Meine, daß dieß eine Frau für Sie sein müßte, Bassewig.“

„Für mich?“ Er lachte hell auf. „Sie arm und ich arm, das gäbe eine Ehe, um sich nach den

Flitterwochen aufzuhängen! Haben Sie ihre grauen verlangenden Augen gesehen? Die braucht einen reichen Mann, um sein Geld durch die Finger rollen zu lassen, und einen klugen, um sie im Zaum zu halten. Zwei Eigenschaften, die mir immer fehlen werden.“

„Und dreiundzwanzig Jahre ist sie alt? Schade“ — aber es kam nicht mehr zum Aussprechen, was Lunau mit seinem Ausruf verstanden. Vielleicht war er mit sich selbst nicht völlig darüber im Klaren.





Americana

- p. 20 Mexico, Vera Cruz  
21 San Francisco, Chicago, New York  
25 Yankees  
59 Mexico  
60 " Kalifornien, Texas, Panama  
61 Kreedin  
64 Mexico

2 302 (4.80) a



23.308

~~73372~~